

# Matthias Christian Sprengel, ein geographischer Publizist am Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Von  
Dr. B. F. Hänsch  
aus Pulsnitz.

---

## Einleitung.

In allen Wissenschaften, im Geistesleben des einzelnen Menschen, wie in dem ganzer Völker macht man die Beobachtung, daß aller Fortschritt sich sprungweise vollzieht, daß Perioden fast überstürzter Entwicklung mit Perioden langen scheinbaren Stillstandes abwechseln. Man steht unter dem Eindrucke, als müsse das in ungezügelter Hast hinzuströmende Neue sich erst in Ruhe assimilieren. So werden die langen Pausen in der Forschung in Wahrheit keine Ruhepunkte, sondern es ist die Zeit, da tausend Geister mit Bienenfleiß in emsiger Kleinarbeit sichten, ordnen, verarbeiten, was wenige führende Genies in schöpferischer Intuition uns offenbarten. Wir wenden an: Als mit dem Tode Antonio van Diemens in der Mitte des 17. Jahrhunderts das Interesse an geographischer Forschung erloschen schien, ruhte dasselbe mit wenigen Unterbrechungen, die sich an die Namen Halley, Bering, Steller, Dampier, Roggeven knüpfen, bis zu den Reisen Pallas' und Cooks um das Jahr 1769, also fast ein Jahrhundert lang. Nur auf dem Gebiete der mathematischen Geographie gelangte man zu wichtigen Ergebnissen, unter denen die große französische Gradmessung in Peru und Lappland an hervorragender Stelle steht, und die in den Newtonschen Forschungsergebnissen ihre notwendige Voraussetzung hatten. Mit Cook und Pallas erst begann das Interesse an geographischer Länderforschung neu zu erwachen und nahm erst jetzt wissenschaftliche Gestalt an. Wir müssen diesen Spuren des neuerwachenden Lebens nachgehen und ein Bild der Weltlage zeichnen, um die nachfolgenden Untersuchungen verstehen zu können.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Soweit die Geographie in Betracht kommt, wurde Peschel, Geschichte der Geographie, benützt. Für das rein Historische war Oncken die Quelle (Zeitalter Friedrichs des Großen).

Schon in den Jahren 1761—1767 hatte Carsten Niebuhr Arabien bereist und 1764 der Kommodore Byron die Südsee im Auftrage Georgs III. von England durchquert. Zwei Jahre später finden wir Samuel Wallis (1766) und den Franzosen Bougainville im Auftrage seiner Regierung auf denselben Pfaden. Aber erst mit James Cook beginnt ein stürmischer Forschungsdrang zu erwachen. Auf seiner ersten Reise, die die Beobachtung des Venusdurchgangs im Jahre 1769 zur Aufgabe hatte, bestimmte er nach deren Lösung die Lage Neuseelands und des Festlandes von Australien. Die zweite Reise (1772—1775) zerstörte den Glauben an die Existenz eines großen Südpolarlandes und ist ausgezeichnet durch die Teilnahme von Reinhold und Georg Forster. Die dritte Reise vervollständigte unsere Kenntnis der Nordwestküste von Nordamerika (1778—1780). So war durch Cooks Reisen das Erdbild vollständig verändert worden: Neuseeland und Neuguinea waren als Inseln erkannt, die Küsten Australiens entschleiert, neue Inseln der Südsee entdeckt, die Zurückdrängung eines Südpolarlandes über den 60.<sup>o</sup> s. Br. hinaus war vollzogen worden, und, was das Bedeutungsvollste ist, man wußte nun, daß die trockene Erdoberfläche kleiner sei als die nasse: Die Hydrographie der Erde war in ihrem Grundzuge festgelegt. Zugleich bedeuteten die Entdeckungen Cooks ebensoviele Eroberungen für sein Mutterland, das darin Entschädigungen für den Verlust von Nordamerika, besonders in Australien, fand.

Etwa gleichzeitig mit den Reisen Cooks beginnen die Forschungen Peter Simon Pallas' (1741—1811) im Jahre 1768, die sich auf unbekannte Gegenden des südlichen und östlichen Rußland bis Innerasien erstreckten und 1774 ihren Abschluß fanden.

Für die geographische Forschung war es von hohem Werte, daß man eine verbesserte und vor allem leichtere Methode der geographischen Längenbestimmung nach Mondtafeln gefunden hatte, deren sich Carsten Niebuhr zum ersten Male bediente. Tobias Mayer hat hier große Verdienste.

In die Jahre 1761—1769 fallen die Forschungen des Franzosen Legentil, der sich zum Zwecke der Beobachtung des Venusdurchgangs (1761 und 1769) in den indischen Gewässern aufhielt. Auch der Franzose Sonnerat befand sich in dieser Zeit (1769) und dann noch einmal 1774—1781 in den indischen Gewässern, mit geographischen Forschungen, die sich besonders auf die Tierwelt erstreckten, beschäftigt. Ein Engländer, George Forster, durchreiste 1783—1784 von Indien aus auf dem Landwege Asien bis zum Kaspisee, während George Bogle

(1774) und Samuel Turner (1783) Forschungen jenseits des Himalaya in Tibet vornahmen.

Am Schlusse des Jahrhunderts, als Bonaparte in Ägypten weilte, und schon vorher, als die Sklavenfrage zur Erledigung drängte, konzentrierte sich das wissenschaftliche Interesse auf dieses Land. Aber auch hier gingen die Haupterfolge der Forschung von England aus, wo sich im Jahre 1788 eine Gesellschaft zur Unterstützung von Afrikaforschern gebildet hatte, in deren Dienste z. B. auch Hornemann reiste.

Es wäre ein großer Irrtum, wollte man mit dieser Aufzählung die größeren Forschungsreisen jener Zeit für erschöpft halten. Nur die für die Wissenschaft bedeutungsvollsten konnten hier erwähnt werden. Die Zahl der Reisen aber, welche im Auftrage von Regierungen im politischen Interesse (es sei nur genannt die englische Gesandtschaftsreise des Lord Makartney nach China), oder von Händlern und Privatpersonen im Verfolg wissenschaftlicher und kaufmännischer Vorteile unternommen wurden, ist sehr groß, und sie stellen in ihrer Gesamtheit, da die Mehrzahl der Reisenden zur Veröffentlichung ihrer Beobachtungen sich berufen fühlte, eine wesentliche Bereicherung der Länder- und Völkerkunde ihrer Zeit dar.

Unterdessen hatte aber auch auf politischem Gebiete das Antlitz der Erde sich gewaltig verändert. Nachdem durch den Frieden von Paris 1763 den Engländern nahezu ganz Nordamerika zugefallen war, begann von 1765 an, hervorgerufen durch die Stempelakte und die Zollbill, vorerst nur eine gewisse Opposition in Nordamerika gegen das Mutterland sich zu regen. Diese Opposition steigerte sich zu Unruhen vor allem dadurch, daß die englische Regierung der englisch-ostindischen Kompagnie, die infolge der unausgesetzten Kämpfe, die sie in Indien zu führen hatte, finanziell sehr geschwächt war, das Recht der zollfreien Theeinfuhr nach Nordamerika gewährte (1773), um sie dadurch vor dem Untergange zu retten. Da die englische Regierung zur Gewährung einer Autonomie sich nicht verstand, kam es 1775 zu den ersten Kämpfen und ein Jahr darauf zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Als sich im Jahre 1778 Frankreich mit den Vereinigten Staaten verband, war das Schicksal des englischen Einflusses auf diese Kolonie besiegelt: England verlor durch den Frieden zu Paris (1783) die Vereinigten Staaten, die sich 1788 ihre Verfassung gaben. In Deutschland wurden alle diese Vorgänge mit Aufmerksamkeit verfolgt.

Es war nur natürlich, daß eine Macht wie England, deren Lebensbedingungen schon längst in ihren Beziehungen zu kolonialen Unter-

nehmungen im Auslande wurzelten, für diesen Verlust anderweit Entschädigung suchen mußte. Zwar hatte die englisch-ostindische Kompagnie (gegründet ca. 1600) schon lange in Ostindien Ländererwerbungen durch Kauf und Eroberung gemacht. Doch richtete sich die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf die Erwerbungen dieser Gesellschaft erst, als die in Nordamerika entstandenen Unruhen ein Weiterbestehen des nordamerikanischen Kolonialbesitzes fraglich erscheinen ließen. Die Regierung benützte deshalb mehr oder weniger mit Absicht die Verlegenheiten, in die die Kompagnie geraten war, sich bei der Neuregelung der Verhältnisse derselben im Jahre 1773 einen entscheidenden Einfluß zu sichern. Aber erst 1784, als die Vereinigten Staaten für England bereits verloren waren, nahm die englische Regierung die politische Leitung der indischen Besitzungen unter Wahrung der Privilegien der Kompagnie allein in die Hand, indem sie einen Gouverneur einsetzte. Der erste derselben, Warren Hastings (1784 und 1785), lenkte durch sein Ausbeutungssystem die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich. In den nun folgenden Kämpfen mit den Eingeborenen gliederten die Engländer ihren Besitzungen einen Binnenstaat nach dem andern an und entschädigten sich so für den Verlust von Nordamerika. Besonders lenkten die Kämpfe gegen Hyder Ally<sup>1</sup> († 1782) und dessen Sohn Tippu Saheb († 1799), den Herrscher des Reiches Mysore, und gegen die Maratten die Aufmerksamkeit auf sich. Mysore wurde 1799, der Marattenstaat 1803 unterworfen, womit die Herrschaft der Engländer begründet war.

Das war der Stand der geographischen Wissenschaften und die allgemeine Weltlage in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Rechnet man dazu noch die französische Revolution und die große Menge von politischen und wirtschaftlichen Veränderungen, die sie im Gefolge hatte, so darf man sagen: Es war ein Zeitalter, so reich an Stürmen und Umwälzungen, daß es nur im Zeitalter der Entdeckungen ein Gegenstück findet. Es war für die Geographie das Morgenrot eines neu hereinbrechenden Tages. Eine Fülle von neuen Kenntnissen strömte, allenthalben Licht verbreitend, in Geist und Herz der Völker des Kontinents. Eine unerhört große Masse von neuen Begriffen, von bisher unbekanntem Tatsachen drängte sich dem menschlichen Geiste auf zur Verarbeitung für den Gelehrten, wie für den gemeinen Mann. Keiner von beiden konnte an ihr vorübergehen. Sie mußten betrachtend

---

<sup>1</sup> In der Schreibung der indischen Namen wurde der Einheitlichkeit halber Sprengels Schreibart beibehalten.

Halt machen, jener, um den Wust seiner vorgefaßten, nicht auf dem Boden exakter Forschung stehenden und deshalb in die Irre führenden Urteile zu berichtigen, dieser, um aus der Fülle der neuen Gaben für sich Vorteil zu suchen. Und die Wirkungen dieser Flut neuer Anschauungen, die dem geistigen Leben auch unseres Volkes ihren Stempel aufdrückten, wenn es auch dem Schauplatze jener Ereignisse ferne stand, würden noch viel gewaltiger gewesen sein, wenn eine politische Einheit und innere Kraft des deutschen Volkes ein mutiges Eingreifen und Mittun gestattet, wenn eine bessere Ordnung seiner inneren Verhältnisse eine tätige Beteiligung an den Forschungen zugelassen hätten. Wenn ich jetzt versuche, diesen Spuren nachzugehen, so geschieht es in dem Bestreben, nicht bloß dem Geographen, sondern auch dem Beurteiler des Charakters unseres Volks einen wenn auch bescheidenen Dienst zu leisten.

Um für meine Untersuchungen einen passenden Mittelpunkt zu erhalten, greife ich aus der Zahl der Männer, die den Geist der Zeit erkannt hatten, einen heraus, der, ein Geograph und Historiker, die Eigenheiten der Zeitströmung uns klar erkennen läßt, der als Mann der Wissenschaft den Regungen und Bedürfnissen der Deutschen, wie sie jene Zeit unter ihren eigentümlichen Umständen hervorgebracht hat, ebenso eifrig als liebevoll entgegenkam: Matthias Christian Sprengel, Professor der Statistik in Halle. Von seinem Leben und Wirken ausgehend, werden wir seine geographische Bedeutung feststellen, werden dann das Bild, das sich uns zeigt, unter Heranziehung weiterer geographischer Literatur seiner Zeit vervollständigen, indem wir ihre Tendenzen herauszuheben suchen, und werden so zur Klarstellung der Beziehungen gelangen, die zwischen ihr und dem geistigen und öffentlichen Leben der Deutschen bestanden. Daß dabei die Beziehungen Sprengels zu den beiden Forster mit Ausführlichkeit zu behandeln sein werden, wird bei der großen Bedeutung, die gerade diese beiden Männer in der Geschichte der Geographie besitzen, kaum einer Rechtfertigung bedürfen.

---

## Erster Teil.

**Matthias Christian Sprengels Leben und Wirken.**

## 1. Kapitel.

**Sprengels Jugend und akademische Laufbahn.**

Matthias Christian Sprengel war ein Kind der mecklenburgischen Küste. Er wurde geboren am 24. August 1745<sup>1</sup> zu Rostock als Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der aus Danzig eingewandert war, wo die Glieder der alten Patrizierfamilie lange Zeit öffentliche Ämter begleitet hatten.<sup>2</sup> Über seine Jugend wissen wir nichts.<sup>3</sup> Auch seine Studentenzeit ist in Dunkel gehüllt: Er studierte in Göttingen und trieb mit Eifer Sprachstudien. Englisch und Französisch, und — wie es scheint — auch Italienisch, waren ihm außer den alten Sprachen geläufig, was ihn später zu einer umfassenden Übersetzertätigkeit befähigte.<sup>4</sup> Im Jahre 1773 begann er sich literarisch zu betätigen, und schon in seinen ersten Versuchen zeigt sich die geistige Richtung, der er zeitlebens treu geblieben ist: das Interesse an der Geschichte Englands und seiner Kolonien, das ihn dann auch hinübergeleitet hat auf das Gebiet geographischer Forschung.<sup>5</sup> Seine ersten Aufsätze dürfen wir mit Fug und Recht als Früchte seiner Studienzeit und der von seinen akademischen

---

<sup>1</sup> Pütter-Saalfeld, Versuch einer akademischen Gelehrten Geschichte von der Georgs-Augustus-Universität zu Göttingen, 3. Band, Hannover 1820, Seite 137, giebt den 24. August 1746 an, wie dort gesagt wird, auf Grund eigener Angaben des betr. Gelehrten. Da aber die Register der St. Jakobskirche zu Rostock 1745 als Geburtsjahr nennen, so wird jene Angabe, die sich auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie findet, der Berichtigung bedürfen.

<sup>2</sup> Das Geschlecht der Sprengel läßt sich in gerader Linie bis 1620 zurückverfolgen.

<sup>3</sup> Die Matrikeln der ehemaligen Stadtschule zu Rostock, die sich heute in eine Realschule und ein Gymnasium gespalten hat, sind für die Jahre 1745—1828 nicht mehr vorhanden.

<sup>4</sup> Italienisch: Brief an Heyne 25. Dezember 1781.

<sup>5</sup> Wenn das anonym erschienene Schriftchen „The Gaberlunzieman, an old scotch ballad“, Göttingen 1775, das der Katalog der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig Sprengel zuschreibt, wirklich von ihm stammt, so würde die Angabe der ADB daß Sprengel die schottische Balladendichtung studiert habe, eine weitere Stütze erhalten. Es würde auch eine tiefere Beschäftigung mit der schönen Litteratur beweisen, und eine bei den noch lebenden Enkeln Sprengels vorhandene Familienüberlieferung, daß er Mitglied des Göttinger Hainbundes gewesen sei, würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Eine wissenschaftlich giltige Bestätigung der Angabe hat Verfasser bis jetzt noch nicht gefunden. (Vergl. Prutz, Der Göttinger Dichterbund, Leipzig 1841).

Lehrern erhaltenen Anregungen betrachten. Er veröffentlichte 1776 „Geschichte der Falklandinseln“ und „Kurze Schilderung der Grofsbritannischen Kolonien in einer Tabelle“.<sup>1</sup> Bedeutend erweitert erschien dieser Aufsatz im folgenden Jahre unter dem Titel „Briefe, den gegenwärtigen Zustand von Nordamerika betreffend“.<sup>2</sup> Britische Kolonialgeschichte ist also Sprengels Spezialstudium gewesen, und man kann nicht anders sagen, als dafs ihn zu der ausgeprägten Vorliebe, ja zu der Ausschließlichkeit, mit der er sich diesen Studien in seinem akademischen Bildungsgange hingab, und die in seiner Zeit eine seltene Erscheinung war, nur ganz bestimmte Anregungen gedrängt haben können. Es ist nicht schwer, als deren Ausgangspunkt Schlözer zu erkennen, der mit seinen kolonialgeschichtlichen Vorlesungen, z. B. im Jahre 1774 über französische Kolonien in Nordamerika, einen neuen Stoff in den Bereich akademischer Lehrtätigkeit einbezog. Sicher haben auch Sprengels Herkunft aus dem deutschen Küstengebiete, die Beziehungen, die er mit seiner Heimat unterhielt,<sup>3</sup> und der kaufmännische Lebenskreis, aus dem er stammte, die Vorliebe für auswärtige Geschichte und Geographie, für Studium des Handels und der Kolonien unterstützt.

Als sich deshalb Sprengel im Jahre 1778, also in einem Alter von 33 Jahren, in Göttingen als außerordentlicher Professor der Philosophie niederliefs, tritt seine entschiedene Geistesrichtung sofort wieder klar hervor. Wir begegnen seiner akademischen Lehrtätigkeit zuerst im Sommersemester 1778, wo er seinen Unterricht mit einer Vorlesung über „die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der britischen Kolonien in Amerika“ eröffnete.<sup>4</sup> Aufser dem genannten Gebiete widmete er seine Lehrtätigkeit in Göttingen der Statistik und der europäischen Staatengeschichte.<sup>5</sup>

Die Universität Göttingen war damals die Hauptpflegstätte der geographischen Wissenschaften in Deutschland überhaupt. Eine Reihe bedeutender Männer, Historiker und Geographen, hatte sie auf diese Höhe gebracht: Tobias Mayer hatte die Geographie nach der mathematischen Seite, Achenwall nach der statistischen Seite ausgebildet, während ihr Büsching durch seine historisch-politische Betrachtungs-

<sup>1</sup> Göttingen 1776.

<sup>2</sup> Göttingen 1777.

<sup>3</sup> Veröffentlichungen im Rostockschen Wochenblatte 1773 u. a.

<sup>4</sup> Catalogus praelectionum publicae et privatim habendarum 1778 und 1779. Göttingen bei Dieterich.

<sup>5</sup> Catalogus praelectionum a. a. O.

weise auch in dieser Hinsicht neue Bahnen wies. Die Schlözer, Gatterer, Heeren und Lichtenberg ließen Göttingen noch lange die führende Stellung behaupten, und der Ruf der Universität erscholl in ganz Deutschland. In Sprengel aber hatten diese Göttinger Gelehrten trefflich Schule gemacht.<sup>1</sup> So geschah es denn sicher nicht ohne Absicht, als das Kuratorium der Universität Halle Sprengel nach kurzer Tätigkeit in Göttingen als ordentlichen Professor der Geschichte und Statistik nach Halle berief.<sup>2</sup> Mit Beginn des Sommersemesters 1779 trat er an Stelle des verstorbenen Professors der Geschichte Pauli<sup>3</sup> sein neues Amt an, ohne die Fäden der Freundschaft, die ihn mit den Professoren und Gelehrten Meiners, Feder, J. Fr. Gmelin, Blumenbach, Lichtenberg und besonders Heyne verbanden, zu zerreißen. Mit letzterem war er durch seine Mitarbeit an den Göttinger Gelehrten Anzeigen, für welche er bis weit in die Neunziger Jahre Rezensionen englischer Schriften über Geschichte und Statistik von Nordamerika und Ostindien lieferte, in enge Berührung gekommen und hörte auch in Halle nicht auf, „so viele von ihm (Heyne) in Göttingen genossene Freundschaft und Gefälligkeiten mit der dankbarsten Erinnerung zu verehren“.<sup>4</sup>

„Mit Freude und Stolz“ darüber, nun „das Glück zu genießen, das Geburt ihm versagte, nämlich als Untertan unter dem allergnädigsten Schutz des preussischen Monarchen zu leben“, trat er sein Amt an<sup>5</sup> und eröffnete seine Lehrtätigkeit mit einer Vorlesung „Über den Ursprung des Negerhandels“,<sup>6</sup> die in demselben Jahre im Druck erschien. Er lenkte mit dieser Arbeit in den Strom jener Bewegung ein, die den Sklavenhandel bekämpfte und deren Tendenz durch das Motto bezeichnet wird, das Sprengel seiner Vorlesung voranstellte: „Quamquam animus meminisse horret luctuque refugit“. Zeit seines Lebens hat Sprengel seine Kräfte in den Dienst dieser Bewegung gestellt. Wir werden später Gelegenheit haben, eingehender davon zu sprechen.

---

<sup>1</sup> Die Annahme Schraders (Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, Berlin 1894, Bd. 1, 4. Buch 1768 — 1806), daß Sprengel vielleicht durch R. Forster zum Studium der Geschichte Englands und seiner Kolonien angeregt worden sei, ist vollständig irrtümlich.

<sup>2</sup> Reskript vom 20. Februar 1779.

<sup>3</sup> J. Chr. Hoffbauer, Geschichte der Universität Halle bis zum Jahre 1805. Halle 1805. S. 330.

<sup>4</sup> Brief an Heyne 6. Mai 1780.

<sup>5</sup> Ursprung des Negerhandels, Vorrede.

<sup>6</sup> Halle 1779.



Sprengel las in Halle über Statistik, Geschichte Preussens und des Deutschen Reichs und über „Europäische Staatengeschichte“, wobei er der neueren Geschichte den Vorrang einräumte.<sup>1</sup> Anfänglich vertrat er diese Fächer allein, erhielt jedoch 1787 in dem Magister Krause einen Mitarbeiter in seinem Lehrfach. Die Statistik las er nach dem Achenwallschen Grundrifs<sup>2</sup> über diesen Stoff, der damals als Lehrbuch ein außerordentliches Ansehen genofs. Doch hielt er sich nicht streng daran. Vielmehr lassen seine handschriftlichen Kompendien<sup>3</sup> erkennen, wie er sich alle Fortschritte der statistischen und historischen Kenntnisse in größtem Umfange zu nutze machte und wie er besonders fremdländische Originalwerke gründlich verarbeitete.

Weit besser aber als aus diesen privaten lernen wir Sprengels Eigenart aus seinen öffentlichen Vorlesungen kennen. Unter diesen spielt die Geschichte der geographischen Entdeckungen<sup>4</sup> eine große Rolle. Ganz in seinem Lieblingsstudium bewegte er sich aber in seinen öffentlichen Vorlesungen über die britischen Kolonien in Nordamerika, über den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner, über die Friedensschlüsse zu Paris in den Jahren 1763 und 1783, über die Geschichte von Indien und die Handelsbeziehungen der Europäer mit diesem Lande, Stoffe, in deren Behandlung er Belehrungen über Politik, Handels- und Finanzwissenschaften<sup>5</sup> einflocht. Auch suchte er in einer Art geographisch-historischen Seminars („geographica schola“) und in Examinatorien über ausgewählte Kapitel der neuesten Geschichte eine besondere Vertiefung dieser Studien in seinen Zuhörern zu erreichen.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> Catalogus praelectionum. Halle 1779—1802.

<sup>2</sup> Seit 1781 war Sprengel als Nachfolger Schlözers an der Herausgabe der Achenwallschen Statistik beteiligt. Er besorgte die sechste Auflage derselben, sowie teilweise die siebente. Ebenso bewegt sich Sprengels „Grundrifs der Staatenkunde“ (1793) nach Plan und Methode ganz in den Bahnen Achenwalls, was Sprengel im Vorwort selbst ausspricht. — Sprengels historische Werke über Großbritannien und Irland und über das 18. Jahrhundert liegen außerhalb unserer Betrachtungen. Sie bedürfen nur insofern der Erwähnung, als man an der Wahl des Stoffes sieht, wie Sprengel auch hier seiner Neigung treu bleibt.

<sup>3</sup> Im BFA zu Weimar.

<sup>4</sup> Sprengels Geschichte der geographischen Entdeckungen, die 1783 als Grundrifs zu akademischen Vorlesungen erschien und 1785 und 1792 bedeutend vermehrt neu aufgelegt wurde, war zu Sprengels Zeit ein sehr begehrtes und geschätztes „Handbuch“ und hat wohl auch heute noch seinen Wert. Es behandelt die Entdeckungsgeschichte bis 1542, als die Portugiesen in Japan ankamen.

<sup>5</sup> Vergl. Ursprung des Negerhandels, Vorrede.

<sup>6</sup> Catalogus praelectionum. Halle 1779—1802.

Man sieht, daß sich in Sprengels Vorlesungen alle weltbewegenden Ereignisse seiner Zeit widerspiegeln, und es war zweifellos ein gewagtes Unternehmen, in einer Zeit und an einer Universität, wo die Brotstudien an erster Stelle standen, wo „keine Kollegien eigentlich gehört werden, als die zum Predigtmachen, Klagschriftentwerfen und Rezeptschreiben gehören“,<sup>1</sup> sich an diese Dinge zu wagen. Ein reges Interesse für Stoffe, wie Sprengel sie darbot, war zwar vorhanden, und dieses Interesse ging weiter als bis in die Hörsäle der Universitäten, aber opfern wollte man dafür nichts. Angesichts dieses Mißstandes klagt Sprengel: „Wenn ich publice lese, so habe ich die ganze Universität zu Zuhörern, in meinem amerikanischen Krieg sieht mein Hörsaal wirklich einer schwarzen Höhle oder der berufenen black hole gleich. In den *privatis apparent rari* . . . .“ (unleserlich);<sup>2</sup> und ein andermal: „Wenn Sie sich von dem großen Teil (unserer Studierenden) einen Begriff machen wollen, so sehen Sie einmal den Casselschen Rekrutentransport an, der von Münden nach Amerika geht. Wie kann das aber anders sein, wenn Schuster, Schneider, Küster, Torschreiber und alles studiert“.<sup>3</sup> Wenn Sprengel 1783 trotzdem 54 zahlende Zuhörer<sup>4</sup> hatte, so ist das ein Zeichen von seiner anregenden Lehrart, über die wir von einem Zeitgenossen, Professor Hoffbauer in Halle, ein Zeugnis besitzen. Er sagt: „Sprengel hatte . . . einen meisterhaften historischen Vortrag, der jeden für die Geschichte gewinnen mußte“.<sup>5</sup>

Überhaupt waren die Zustände an der Universität Halle zu dieser Zeit durchaus nicht dazu angetan, einen Gelehrten zur Schaffenslust anzufeuern. Die Briefe Sprengels werfen ein trübes Licht auf die Verhältnisse an den Universitäten jener Zeit, auf die unausgesetzten Streitigkeiten und „Kabalen“, wie sie sehr zum Schaden der Wissenschaft die Gemüter fortgesetzt erregten und den Lehrkörper erschütterten. Es war ein „*bellum omnium contra omnes*“.<sup>6</sup> Die geringe finanzielle Unterstützung durch die Regierung war eine Hauptursache dieser Verwirrungen, so daß Sprengel schon im Juni 1780<sup>7</sup> und viel entschiedener

<sup>1</sup> Brief an Heyne 7. April 1781.

<sup>2</sup> Brief an Heyne 16. November 1783.

<sup>3</sup> Brief an Heyne vor Ostern 1783 (undatiert).

<sup>4</sup> Brief an Heyne 30. März 1783.

<sup>5</sup> Hoffbauer, a. a. O., Fußnote Seite 366/367.

<sup>6</sup> Brief an Heyne 17. Dezember 1787.

<sup>7</sup> Brief an Heyne: „Halle ist bei allem, was der Minister und der König auch wirklich für die Universität tun, doch das nicht, was es sein könnte; und mir wird es bei allen Vorteilen, die ich hier wirklich genieße, nie meine ehemalige Göttingische Lage ersetzen“.

1787, als Magister Krauses Anstellung ihm einen Teil seiner Hörer entzog, sich mit dem Gedanken trug, eine andere Stellung anzunehmen,<sup>1</sup> umso mehr, da er einen Ruf nach Rostock erhalten hatte. Besonders die Jahre seiner Rektoratsverwaltung,<sup>2</sup> die damals, wo die Gerichtsbarkeit noch von der Universität selbst ausgeübt wurde, ganz andere Opfer an Zeit und Mühe forderte als heute, sind reich an Befehdungen und Vorfällen, die in einem Kreise von Männern der Wissenschaft eigentlich unerklärlich sind und die ein unendlich trübes Bild von Engherzigkeit und Kleinstädtereier an den Universitäten entrollen.<sup>3</sup>

Diese unerquicklichen Verhältnisse wurden noch erhöht durch das Amt des ersten Bibliothekars, das Sprengel gleich nach seinem Antritte in Halle an Stelle des verstorbenen Professors Thunmann übernahm, und zu dessen erspriesslicher Verwaltung es ihm weder an gutem Willen noch an Geschick, seitens der Universitätsverwaltung aber an allem fehlte. Als er im September 1801 um seine Enthebung von diesem Amte einkam, „wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten<sup>4</sup> und besonders in Rücksicht auf das nahe Alter“, da war er

<sup>1</sup> Brief an Heyne: „Wenn ich nur irgend etwas wüßte, so verlasse ich Halle morgen. Nach Rostock könnte ich wohl kommen, wie mir unter der Hand Anträge gemacht worden, allein ich hasse den Norden und die dortige Barbarei. Marburg und Mainz kenne ich nicht genug, um vielleicht einige Spekulationen zu machen. Sollte Ihnen etwa etwas Annehmliches dieser Art, und wäre es auch nur eine gute Archivariusstelle vorkommen, so empfehle ich mich.“

<sup>2</sup> 1787, 1796, 1799: A.H.

<sup>3</sup> Sprengels Briefe an Heyne und Bertuch geben darüber Aufschluß. So schreibt er an ersteren 1787: „Meine Zeit wird ganz von Verhören und Untersuchungen verzehrt. Ich habe nicht Gefängnisse genug, die Schuldigen (es handelt sich um Teilnehmer an einem verbotenen Orden) zu beherbergen. Und nun noch die ewigen Schuldklagen, die Händel mit den Professoren und anderen Universitätsverwandten.“ Ähnliche Klagen gegen Bertuch. Im großen und ganzen liefs ihn aber der „strepitus fori“ und „der Höllenspektakel der Professoren, Syndiker und Direktoren“ kalt, er las nicht einmal „ihre weitläufigen Deduktionen“, daher man denn sagte, „Seringapatam läge ihm näher als das Wohl der ganzen Universität“ (!) (an Bertuch 1. April 1800).

<sup>4</sup> Die Bibliothek hatte bis 1787 400 Taler und von da an 500 Taler Regierungszuschuß. Ein Gehilfe war nicht vorhanden. Als Sprengel gegen Hilfeleistung in der Bibliothek an Studenten Freitische vergab, wurde ihm das Recht von den Ephoren entzogen, und es bedurfte einer Eingabe an die Regierung, um wenigstens diesen Ausweg offen zu halten. Das Bibliotheksgebäude war gleichzeitig Lager für das Magazinmehl der Garnison, und im August 1802 mußte dem Oberkuratorium angezeigt werden, „daß im kommenden Winter sowohl am Gebäude, als auch an den Büchern durch Wind und Wetter ein noch beträchtlicherer Schade entstehen werde, als bisher schon geschehen ist“. — Durch diese Zustände wurde die Benutzung der Bibliothek sehr erschwert, so daß in öffentlichen Blättern darüber Klage geführt wurde. (Vergl. A.H., Repert. Act. B. 43, B. 3 d e.)

sich bewußt, daß er in dieser Stellung nicht bloß einen guten Teil seiner Lebenskraft in „ewigen unangenehmen Verlegenheiten“ verzehrt, sondern auch „einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Vermögens zugesetzt“ habe.<sup>1</sup>

## 2. Kapitel.

### Sprengel als Forscher und Publizist.

Wenn man Sprengels Wirken als akademischer Lehrer und als Bibliothekar betrachtet, das doch schon außergewöhnliche Anforderungen an Zeit und Kraft stellte, denen nicht ein jeder gewachsen gewesen wäre, wenn man ferner die erschwerenden Umstände in Betracht zieht, unter denen Sprengel diese Arbeit zu leisten hatte, so fragt man sich, wie er dabei noch zu einer so ausgebreiteten literarischen Tätigkeit fähig war; denn seine schriftstellerischen Produkte machen eine kleine Bibliothek aus. In über dreißig verschiedenen Werken, von denen einzelne über zehn Bände zählen, und in einer unendlichen Reihe von Abhandlungen und Rezensionen hat er seine Wissenschaft verbreitet. Freilich besteht ein großer Teil davon aus Übersetzungen; doch auch diese zeigen die Richtung seines geistigen Schaffens und ergeben mit seinen selbständigen Werken ein einheitliches Bild.

Die ersten zwei Jahre in Halle benutzte Sprengel vorerst dazu, sich in seine Wissenschaft noch mehr zu vertiefen. Besonders durch eifriges Studium englischer Quellen eignete er sich in diesen Jahren eine Kenntnis der englischen Kolonialgeschichte an, „wie sie an einem anderen Orte ihresgleichen nicht fand“. Dann aber faßte er im Verein mit Eberhardt<sup>2</sup> und Fischer die Gründung einer Zeitung ins Auge; doch kamen die drei Gelehrten infolge Mangels an „guten und unparteiischen Mitarbeitern“, die in einer Stadt wie Halle schlechterdings nicht aufzutreiben waren, nicht über den Plan hinaus.<sup>3</sup> Dagegen brachte dasselbe Jahr (1780) für Sprengel die Bekanntschaft eines Mannes, der auf seinen Lebensgang von bedeutendem Einflusse sein sollte: Johann Reinhold Forsters. Im Sommer 1780 traf Forster von London in Halle ein,<sup>4</sup> um hier ein Lehramt zu übernehmen, und sofort kamen beide in engere Berührung, wie es ja bei dem Gedankenkreise, in dem Sprengel sich bewegte, und der mit dem Leben und Wirken Forsters

<sup>1</sup> AH, B. 3e pag. 13a.

<sup>2</sup> Professor der Philosophie (Ästhetik) 1718—1809, bekannt durch den Streit mit Lessing.

<sup>3</sup> Brief an Heyne 27. Juni 1780.

<sup>4</sup> Brief an Heyne 29. August 1780.

so unendlich viel Berührungspunkte hatte, nicht anders sein konnte. Der erste Eindruck, den Sprengel gewann, war ein guter, wenn er sich auch nur mit Vorbehalt darüber ausspricht. Denn Sprengels Menschenkenntnis und seine gerade, ehrliche Natur ließen sich durch nichts blenden. Schon wenige Wochen nach der ersten Bekanntschaft schreibt er: „Prof. Forster ist wirklich ein trefflicher, heldenkender Mann, nur zu sehr von der Oppositionspartei, daß wir also noch manches Turnier miteinander haben werden“.<sup>1</sup> Daß sich sein Verhältnis zu ihm später so übel gestalten würde, wie es sich wirklich gestaltete, wird er nicht geahnt haben zu einer Zeit, wo die Bewunderung für den Mann, der den großen Cook auf einer seiner weltbewegenden Forschungsreisen in die Gewässer der fernen Südsee begleitet hatte, ihn leicht über seine klein erscheinenden Fehler, die ihm freilich nicht entgangen waren, hinwegsehen ließ. Am 26. Dezember 1780 schrieb Sprengel an Heyne: „Mit Forstern habe ich viel Umgang, ob er gleich mancherlei Eigenschaften hat, die ihn eben nicht empfehlen, er ist unter anderem ausnehmend leichtgläubig, welches beinahe niemand glauben soll“. —

Es war vorerst wirklich nur die Verwandtschaft ihrer Wissenschaften, die beide Männer zusammen führte, nicht zu vergessen der reichen Bibliothek über Indien, die Forster mitbrachte und die er Sprengel zur Verfügung stellte.<sup>2</sup>

Im Jahr 1781 fanden diese engen Beziehungen zwischen Sprengel und Forster ihren Ausdruck in einem gemeinschaftlich begonnenen Werke, dem Sprengel bis 1790 und von da — fast immer unter Mitwirkung anderer Mitarbeiter — in drei Fortsetzungen bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung seine Kräfte gewidmet hat; es sind dies die: „Beiträge zur Völker- und Länderkunde“ (Leipzig, 14 Bände von 1781 bis 1790), die „Neuen Beiträge zur Völker- und Länderkunde“ (Leipzig, 13 Bände 1790 bis 1793), die „Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde“ (Halle, 14 Bände von 1794 bis 1800) und die „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen“ (Weimar, 8 Bände bis zu Sprengels Tode von 1800 bis 1803). Ich fasse die Besprechung dieser zeitlich so weit auseinanderliegenden Werke hier gleich zusammen, da sie als ein Werk aufzufassen sind. Diese Sammlungen von Reisebeschreibungen

---

<sup>1</sup> Brief an Heyne 29. August 1780.

<sup>2</sup> Brief an Heyne 26. Dezember 1780.

sind mit der großen Zahl ähnlicher Werke<sup>1</sup> ihrem Inhalte und ihrem massenhaften Auftreten nach ein ganz charakteristisches Zeichen ihrer Zeit. „Belehrung und Unterhaltung“ wird an verschiedenen Stellen als der Zweck bezeichnet, dem sie dienen sollen.<sup>2</sup> „Nicht die Nähe oder die Entfernung eines Landes oder Volks von unseren genauer bekannten Gegenden, sondern Neuheit, Gründlichkeit oder Interesse für die Leser sind die Gründe, die die Aufnahme eines jeden Aufsatzes bestimmen oder rechtfertigen.“<sup>3</sup> Diese Aufsätze aber bestehen zum größten Teile aus Übersetzungen englischer und französischer Originalwerke; doch sind in umfassender Weise auch italienische, holländische, dänische, schwedische, portugiesische und russische Berichte übersetzt, während deutsche Arbeiten nur in bescheidenem Maße berücksichtigt sind. Letztere rühren gewöhnlich entweder von Sprengel selbst her und haben dann, da Sprengel aus eigener Anschauung über fremde Länder nicht berichten konnte, meist eine geographisch-historische Erörterung zum Gegenstand, oder sie stammen aus den Federn der beiden Forster. Reinhold Forster war bei den „Beiträgen“ Band 1—3 beteiligt, und diese erschienen unter seinem und Sprengels Namen. Vom 4. Bande an arbeitete Sprengel allein, bis er vom 10. Bande an in Georg Forster, der sich damals eben in Mainz niedergelassen hatte, einen wertvollen Mitarbeiter erhielt (1789), was Sprengel in der Vorrede selbst seinen Lesern als eine „gewiß vorteilhafte Nachricht“ meldet. Die ganze Sammlung der „Neuen Beiträge“ wurde dann von Sprengel und G. Forster gemeinschaftlich besorgt und durch des letzteren politischen Zusammenbruch plötzlich beendet. Alle vier Sammlungen stehen bei weitem nicht auf gleicher Höhe. Die „Beiträge“ sind durchweg eine solide Arbeit und verdienen den Dank, den das Publikum „der längst akkreditierten Firma“ Sprengels<sup>4</sup> dafür schuldet, „dafs er so interessante Nachrichten auf deutschen Boden verpflanzt“ hat.<sup>5</sup> Zahlreiche Anmerkungen, die Sprengel aus dem reichen Schatze seines Wissens dem Werke hinzufügte, gaben ihm „einen für den Sachkundigen vorzüglichen Wert“.<sup>6</sup> Eine von Sprengel verfaßte Einleitung historischen Inhalts machte die einzelnen Reisebeschreibungen, von denen die größeren auch als be-

<sup>1</sup> Dem Verfasser liegen die Titel von annähernd 20 ähnlichen Sammlungen aus den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vor!

<sup>2</sup> Vorrede zu den „Neuen Beiträgen“; Allgemeine Literaturzeitung von 1786.

<sup>3</sup> Neue Beiträge, Vorrede.

<sup>4</sup> ALZ, 1789, Bd. 2, S. 81.

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> ALZ, 1789, Bd. 4, S. 245.

sondere Drucke erschienen,<sup>1</sup> auch für den Gelehrten brauchbar. Dieser Vorzüge entbehren die „Neuen Beiträge“ und die „Auswahl“, und besonders die letztere Sammlung leidet an Flüchtigkeit und Fehlern der Übersetzung, die ihren Wert bedeutend herabdrücken. Auch in der Wahl seiner Aufsätze war hier Sprengel nicht gerade peinlich, was ihm eine herbe Kritik eintrug. Erst in der „Bibliothek“ gelangte Sprengel wieder auf die alte Höhe. Auch der Verlag unter Bertuchs Leitung tat alles, um sie zu einem für jene Zeit wirklich gediegenen Sammelwerke zu machen, wozu die jedem Bande beigefügten vortrefflichen Karten wesentlich beitrugen. Besonders wertvoll war die Beteiligung Hornemanns an dieser Bibliothek, so daß Sprengel am 17. Juni 1802 voll Freude schreibt: „Hornemann ist für unsere Bibliothek eine unschätzbare Acquisition“. Deshalb wurde diese Sammlung wieder mit ungeteiltem Beifall aufgenommen, „wie man es von den Verdiensten des auf dem Titel genannten Gelehrten erwarten kann“.<sup>2</sup> Sie war nach der Vorrede „nicht bloß dem Zeitvertreibe, der Unterhaltung und der Liebhaberei“ gewidmet, „sondern durch sie soll die Erdkunde wissenschaftlich erweitert“ werden, sie sollte als „Quelle und Hilfsmittel“ noch lange nachher dienen.<sup>3</sup> Es war von großem Vorteil für die Sammlung, die im Verlage des Industrie-comptoirs in Weimar erschienen ist, daß die Verbindungen dieser Anstalt mit fast allen Hauptstädten Europas, die die Herausgabe der „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“ erforderte, auch dieser Sammlung zu gute kamen.

In seiner Arbeitsweise war für Sprengel durchaus der Geschmack des Publikums, für das er arbeitete, maßgebend. Er kürzte deshalb, wo sich der Reisebeschreiber in fachmännischen Untersuchungen verlor, er kompilierte, wo eine Mehrzahl von Berichten vorlag, und war vor allem kein Freund einer sklavischen Übersetzung. Deshalb klagt er einmal angesichts des undeutschen Stils zahlreicher Übersetzungen: „Man scheint zu vergessen, daß eine Übersetzung in der Anwendung der Geisteskräfte auf eine Schrift des Auslandes besteht“.<sup>4</sup> Bei alledem suchte er seine Arbeiten auf einen wissenschaftlich möglichst hohen Standpunkt zu bringen. Er schaltete deshalb im Text kleine Zusätze ein, verbesserte einzelne Unrichtigkeiten und fügte, wo es ihm nötig schien, in den Noten Erklärungen bei.

---

<sup>1</sup> Besonders die der „Beiträge“ und der „Auswahl“.

<sup>2</sup> ALZ, 1801, Bd. 4, S. 318.

<sup>3</sup> Vorrede.

<sup>4</sup> Neue Beiträge, Bd. 2, Vorrede.

Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung, daß Sprengel diese ungeheure Arbeit nicht allein leisten konnte. Übersetzer, unter denen wir Namen wie Andreae, Schmidt, Dohm finden, und denen die Anerkennung des Verdienstes um ihre Zeit nicht vorenthalten werden darf, waren ihm behilflich. Dann leistete er nur die „seelenlose und undankbare Arbeit des Revidierens, Durchlesens und Abänderns“.<sup>1</sup> Aus den Briefen aber, die die Witwe Sprengels an Bertuch richtet, geht hervor, daß auch sie selbst Sprengel ihre Kräfte zur Verfügung stellte, und wie sicher sie sich in dieser Arbeit bereits fühlte, läßt sich aus ihrer Bitte an Bertuch erkennen, ihr durch Vermittlung weiteren Übersetzungsstoffes die Möglichkeit ihres Lebensunterhaltes zu gewähren. Auch seinen Sohn zog Sprengel zu dieser Arbeit heran und gab ihm sogar, als er ihn nach Berlin schickte, um ihn dort studieren zu lassen, Werke zum Übersetzen mit, und „Sprengel war mit der Art und Weise, wie er seine Aufträge ausrichtete, immer vollkommen zufrieden“.<sup>2</sup>

Die Tatsache, daß hier eine ganze Familie schriftstellerisch tätig ist, und die durch die gedrückte wirtschaftliche Lage, in der sie sich befand, ein trauriges Relief erhält, ist geradezu rührend. Es ist ein trübes Bild deutschen Gelehrtentums in einer Zeit, wo die Regierungen sich noch nicht zu der hohen Auffassung unserer Tage hindurchgerungen hatten, daß die Aufwendungen für Erziehung und Unterricht des Volkes die beste Kapitalanlage sind und die reichsten Zinsen bringen, wo die Etats für Schulen und Förderungen der Wissenschaft nur mit den Resten bedacht wurden. — Nicht zum wenigsten dadurch, daß Sprengel durch seine Lehrtätigkeit seinen Unterhalt nicht fand, wurde er zur Herausgabe seiner Reisesammlungen gedrängt, und mit seinem Eifer für Verbreitung der Wissenschaft war eine Art kaufmännischer Spekulation auf das Interesse des Publikums, auf den an allem teilnehmenden Idealismus des deutschen Volkes verknüpft, der auf den Pulsschlag der weiten Welt lauschte, sich aber zu einem kräftigen Selbstmitwirken am Webstuhle der Zeit nicht entschließen konnte.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Brief an Bertuch 1. September 1800.

<sup>2</sup> Brief der Witwe Sprengels an Bertuch 10. Januar 1803.

<sup>3</sup> In denselben Bahnen wie in den „Beiträgen“ und den ihnen verwandten Sammlungen bewegt sich Sprengel in verschiedenen einzeln oder in anderen Sammlungen erschienenen Übersetzungen, von denen hier nur genannt seien: „Briefe über Portugal“ (Leipzig 1782), „Nachrichten vom Lande Guiana“ (1785), „Sullivans Übersicht der neuesten Staatsveränderungen in Ostindien“ (Halle 1787), „A. Philipps Reise nach der Botany-Bai“ (1791).



Die Verbindung Sprengels mit R. Forster wurde aber für ihn noch in anderer Beziehung von Bedeutung. Im April 1781 kann er Heyne mitteilen, daß er sich „mit der dritten Schwester des Professors Forster in Cassel“ verlobt habe.<sup>1</sup> Es war R. Forsters Tochter Wilhelmine.<sup>2</sup> Mit schlichten Worten, so wie es seinem allem Überschwenglichen abholden Wesen entsprach, nennt er die Vorzüge seiner Wahl: „Ich habe an ihr zwar keine reiche, aber doch vielleicht tugendhafte und vernünftige Frau und da ich hier meine ehemalige Denkungsart in so vielen Stücken geändert, so hoffe ich mit ihr ein zufriedenes Leben zu führen; denn sie ist wirklich ein verdienstvolles Mädchen“.<sup>3</sup> Bereits am 28. Oktober 1781 wurde die Ehe geschlossen,<sup>4</sup> freilich unter sehr ungünstigen Umständen. Denn alles „bis auf das kleinste Küchengerät“ mußte Sprengel selbst anschaffen. Doch weiß er sich mit trefflichem Humor über seine Lage hinwegzusetzen und findet sich darein, daß er „in anderen Etats große Reformen habe machen müssen“ und „daß in seiner ehemaligen Kellerei die Reform noch viel größer gewesen sei als in Ludewig des Vielgeliebten Marstall“.<sup>5</sup> Von nun an galt seiner Frau und seiner Familie seine ganze Sorge. Unermüdlich war er tätig für sie und hatte, soviel wir wissen, wirtschaftlich eine gewaltige Arbeit zu leisten, da mancherlei Krankheiten ihm und seiner Frau viel zu schaffen machten und die trüben Verhältnisse, die auf R. Forsters Existenz lasteten, wohl auch auf sein Leben ihre Schatten warfen. Doch half Sprengel in diesem Kampfe die gute Eigenschaft, die G. Forster rühmend an ihm hervorhebt, „daß er sich nach der Decke zu strecken“ wußte und dabei auf eine solide Art arbeitsam war. Treffend fügt er mit Beziehung auf Sprengel hinzu: „Mich dünkt, wenn ich die Welt ansehe, wie sie ist, müssen mir die Leute darinnen noch besser gefallen, die ihren zwei oder drei Grundsätzen getreu bleiben, als die ein ganz vollkommen ausgedachtes System der Religion und Sittenlehre im Kopfe haben, und es in keinem Falle zur Regel ihres Handelns machen“.<sup>6</sup>

Sprengels literarische Tätigkeit erfuhr durch seine Verehelichung keine Unterbrechung. Im Jahre 1782 veröffentlichte er ein Schriftchen

<sup>1</sup> Brief an Heyne 7. April 1781.

<sup>2</sup> Eigene Unterschrift in einem Briefe an Bertuch 16. Juli 1803.

<sup>3</sup> Brief an Heyne 7. April 1781.

<sup>4</sup> Brief an Heyne 28. Oktober 1781.

<sup>5</sup> Brief an Heyne 22. Juli 1781.

<sup>6</sup> Georg Forsters Briefwechsel mit Sömmering, hrsg. von H. Hettner, Braunschweig 1877, 29. Dezember 1781.

„Über den jetzigen Nordamerikanischen Krieg und dessen Folgen für England und Frankreich“ (Leipzig 1782). Es ist eine unter nationalökonomischen Gesichtspunkten ausgeführte politische Studie, die einzig und allein durch die Zeitereignisse veranlaßt war. Sprengel untersucht die Frage, ob England oder Frankreich mehr zur Führung des Krieges aufgewandt haben, und welcher von beiden Staaten zuerst die „endlich mangelnden Staatsressourcen“ fühlen wird. Diese Untersuchung stützt sich auf die Vergleichung der beiderseitigen Staatsschulden, der Einkünfte und sonstigen Hilfsmittel, auf die Anleihen, Steuern, Zölle, auf das Steigen und Fallen des Staatskredits. Es ist eine trefflich geschriebene Schrift, deren Tendenzen wir in unseren Tagen leicht verstehen können, wo aus ähnlichen Anlässen eine große Zahl ähnlicher Schriften aus dem Boden schießen. Und wenn wir von diesen Schriften auf die Bewegung, aus welcher sie erzeugt werden, schließen dürfen, so ist die große Gedankenwelt klar zu erkennen, in der das deutsche Volk sich damals bewegte: Eine gesteigerte Anteilnahme am Entfernten. Diese Erscheinung läßt sich schlechterdings nicht leugnen, um so weniger, wenn wir die Werke Sprengels zu Rate ziehen, die sich in ähnlichen Bahnen bewegen. Bis zum Jahre 1783 stand noch Nordamerika im Mittelpunkte des Interesses. Nachdem aber Sprengel im Jahre 1782 seine „Geschichte der Europäer in Nordamerika bis 1688“ (Leipzig) veröffentlicht hatte, beschäftigte er sich mit diesem Stoffe nur noch einmal im Jahre 1783, wo er die „Geschichte der Revolution in Nordamerika“ im historisch-genealogischen Kalender erscheinen ließ, und wendete sich dann, dem Schritte der Zeit folgend, anderen Stoffen zu.

Mit der Verdrängung der Engländer aus Nordamerika ließ nämlich das Interesse des deutschen Volkes für dieses Land nach und wandte sich jenem andern großen Schauplatze der Erde zu, wo die Engländer sich für ihre Verluste zu entschädigen suchten: Ostindien. Sogleich aber trägt Sprengel diesem Umstande Rechnung. Wie früher Nordamerika, so wird vom Jahre 1783 an Ostindien der Mittelpunkt seiner Studien, für die er auch, wie schon erwähnt, in der reichen Bibliothek R. Forsters reiche Anregungen fand. Auch die Bibliothek der Universität Halle bereicherte er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar durch Werke über Indien, so daß er so viel Materialien beisammen hat, daß er beinahe mutmaßt, in Deutschland finde man, Göttingen ausgenommen, nicht so viel an einem Orte beisammen.<sup>1</sup> Als Frucht seiner Studien

<sup>1</sup> Brief an Heyne 16. November 1783.

erschien bald eine Schrift „Über den Krieg der Engländer in Ostindien“ (Halle 1783), die er als Vorlesung vor dem Herzog von Württemberg gehalten hatte, und die zugleich ein Beispiel ist, wie er ungefähr seine Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts las.<sup>1</sup> Und diese Behandlungsweise ist interessant genug. Indem er sich bemühte, die Tatsachen in historischer Treue und Objektivität darzustellen, legte er doch dort, wo er Vergewaltigung und Versündigung gegen die Gesetze der Menschlichkeit bemerkte, die ganze Wucht seiner ebenso patriotisch als gerecht empfindenden Persönlichkeit in die Wagschale, und wir können beim Lesen dieser Schrift den Zudrang zu seinen öffentlichen Vorlesungen verstehen. Schonungslos deckt Sprengel die Barbarei der Engländer in Indien auf. „Die Engländer“, so sagt er, „haben durch Ungerechtigkeit, Habsucht und Bedrückungen die Fürsten der Hindu und Mongolen gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Sie haben Bündnisse und Verträge mehrfach gebrochen“. Sie suchen die Nationen durch sich selbst aufzureiben. Er schildert ferner das rücksichtslose Ausbeutungssystem der Engländer in ihren Kriegen und in ihrer Handeltätigkeit und zürnt über ihre Gleichgiltigkeit gegenüber der Hungersnot in Indien im Jahre 1770 und über ihr System der Verheimlichung und Verdunkelung von Kriegsnachrichten. Dem Stoffe, dessen wissenschaftlicher Aufhellung er sich mit dieser Arbeit zum ersten Male gewidmet hatte, blieb er von nun an treu und wurde, wie die ALZ sagt, der erste Geschichtsschreiber des bedeutendsten der indischen Eingebornenvölker, der Maratten. Über dieses Volk veröffentlicht er im Jahre 1785 seine „Geschichte der Maratten bis auf den letzten Frieden mit England den 17. Mai 1782“,<sup>2</sup> ein Werk, das seine Zeitgenossen sehr hoch schätzten. Das umfassendste Werk Sprengels über Ostindien aber erschien als wissenschaftlicher Hauptartikel im historisch-genealogischen Kalender für 1786 unter dem Titel „Geschichte der wichtigsten Staats- und Handelsveränderungen in Ostindien“ (Berlin). Hiermit diente Sprengel zum zweiten Male dem Bestreben, durch die jährlich erscheinenden Kalender die Fortschritte der geographischen und historischen Wissenschaften im Anschluß an Zeitereignisse im Volke zu verbreiten.<sup>3</sup> Denn durch diese Kalender sollten „die neuesten Weltbegebenheiten in einem Taschenbuche vorgetragen werden“, und Sprengel kann seine Freude darüber ausdrücken, daß er damit

<sup>1</sup> Brief an Heyne 17. März 1783.

<sup>2</sup> Halle 1785, Vorarbeiten dazu im 25. Stück der Hallischen Missionsgeschichte und 1783 im Historischen Portefeuille.

<sup>3</sup> Vergl. S. 26.

„den Beifall des deutschen Publikums erhalten hat“. Das Büchlein besitzt in den Kupferstichen von des berühmten Chodowiecky Hand eine wertvolle Zierde. Die Titelvignette bringt die Idee des Buches zu künstlerischem Ausdruck: Es ist eine Küste mit Palmen und Mais und den Resten zerstörter indischer Tempel dargestellt. Am Fusse derselben ergießt sich ein Strom von Münzen aus einem Füllhorn. Daneben liegt ein Ritterspeer und ein Schild, nahe dabei der Rest einer zerbrochenen Eingebornenlanze. Zwei lasttragende Eingeborne gehen durchs kaudinische Joch, ein europäisches Schiff ankert im Hafen. In dieser künstlerischen Komposition kommt die Beurteilung der Grundsätze der damaligen englischen Kolonisationstätigkeit unter Hastings zu trefflichem, freilich auch absprechendem Ausdruck.<sup>1</sup>

Auch in Übersetzungen ist Sprengel auf dem Gebiete der Geographie und Geschichte von Ostindien tätig gewesen. Er übersetzte 1784—1786 aus dem Französischen das „Leben Hyder Allys, Nabobs von Mysore“ (1. Teil 1784, 2. Teil 1786, beide in Halle), 1787 „Sullivans Staatsveränderungen in Ostindien“ (Halle) und „Geschichte der wichtigsten indischen Staatsveränderungen von 1756—1783“ (Leipzig 1788), beide aus dem Englischen. — Mit Ostindien beschäftigte er sich dann bis zu seinem Ende: Noch im Jahre 1797 schrieb er „Über den neuesten Zustand der ostindischen Handelsgesellschaft in den Niederlanden“ (Lübeck und Leipzig) und 1800 in den AGE „Über Tippo Sahebs Staaten“.

Neben allen diesen Arbeiten fand Sprengel noch Zeit zu einer ausgedehnten Tätigkeit als Rezensent und Publizist in der periodischen Presse. Er veröffentlichte als solcher eine unzählige Menge von Abhandlungen, Aufsätzen und Rezensionen im „Rostocker Wochenblatt“ (1773), „Encyklopädischen Journal“ (1775), „Deutschen Museum“ (1779—1788), in Gatteres „Historischem Journal“, in Meusels verschiedenen Veröffentlichungen über historische Literatur, in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“, in den „Rostockschen gemeinnützigen Nachrichten“ und in den

---

<sup>1</sup> Die Überschriften der einzelnen Aufsätze, unter deren Verfassern sich auch G. Forster („Neuholland und die britischen Besitzungen in Botany-Bay“, S. 300—322) befindet, lassen erkennen, was beim Publikum auf Interesse hoffen konnte: „Lebensart eines Engländers in Ostindien“, „Englische Warenaus- und einfuhr“, „Sitten und Gewohnheiten der Indier“, „Rekrutierung der europäischen Truppen der englisch-ostindischen Kompagnie“, „Steigen und Fallen der Dividenden der Londoner ostindischen Gesellschaft“, „Der bengalische Seidenhandel“, „Indische Elefanten“, „Hastings Lebensbeschreibung und Übersicht seines Prozesses vor dem Unterhause“.

„Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ u. a. Auf diese kleineren Arbeiten einzugehen, ist unmöglich; denn ihre Zahl ist Legion. Sie lassen immer wieder sein Bemühen erkennen, dort mit seiner Wissenschaft zu stehen, wo er den weitesten Kreisen nützen kann. Sie sind aber auch ein Zeugnis für die unerschöpfliche Arbeitskraft dieses Mannes.

Mit wenigen Unterbrechungen floß nun Sprengels Leben ruhig und gleichmäßig dahin. Nur kleine Reisen brachten ab und zu Abwechslungen in seine angestrengte Tätigkeit. So knüpfte er im Sommer 1784 mit den Jenenser Gelehrten persönliche Beziehungen an, dankt aber nach seiner Rückkehr Gott, „dafs er dort nicht leben darf“.<sup>1</sup> Im Sommer 1786 besuchte er seine alte Heimat Rostock,<sup>2</sup> im Jahre 1788 frischte er seine alten Freundschaften in Göttingen wieder auf, besonders mit Heyne, für den er eine unbeschränkte Verehrung hegte,<sup>3</sup> und den er wiedersehen möchte, um ihm sein „Herz recht ausschütten“ zu können, „wenn in Halle alles darunter und darüber geht“.<sup>4</sup> Auch Weimar hat er mehrere Male besucht. Zu einer größeren wissenschaftlichen Reise aber hat er sich nicht Zeit genommen, und über die Grenzen Deutschlands kam er nicht hinaus.

In Weimar knüpften sich durch Sprengels Beziehungen zur ALZ zwischen ihm und dem Begründer des Industriecomptoirs in Weimar, Bertuch, engere Bande, die dann Sprengels Tod überdauert haben. Das Industriecomptoir verlegte im Jahre 1795 „Muñoz' Geschichte der neuen Welt“ (Weimar), eine Übersetzung aus dem Spanischen, hrsg. von Sprengel, und in demselben Jahre Sprengels Abhandlung über „J. Riberos älteste Weltkarte 1529“ (Weimar).<sup>5</sup> Durch diese beiden Werke lernte Bertuch Sprengels schätzenswerte Kraft kennen und lud ihn darauf im Oktober 1797 ein, sich an der Herausgabe der neu zu gründenden „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“ zu beteiligen. Sprengel sagte seine Teilnahme zu und wählte sich als Arbeitsgebiet Reisen und Beschreibungen von Ostindien und Nordamerika, Geographie und Statistik von Portugal, Spanien und Groß-

<sup>1</sup> Brief an Heyne 14. August 1784.

<sup>2</sup> Brief an Heyne 24. Mai 1786.

<sup>3</sup> Mit Heynes Tochter Therese und ihrem Gatten G. Forster stand Sprengel besonders in der Wilnaer Zeit in Briefwechsel, und es ist schade, dafs dieser Briefwechsel, aus dem einzelne Mitteilungen in die Briefe Sprengels an Heyne übergegangen sind, allem Anschein nach verloren gegangen ist.

<sup>4</sup> Brief an Heyne 14. März 1789.

<sup>5</sup> Eine erweiterte Bearbeitung von Sprengels gleichnamigem Aufsätze in den „Beiträgen“ Bd. 4, 1784, S. 156, der als Anhang zu Magalhaes' Reise erschienen ist.

britannien.<sup>1</sup> Er hat sich in der kurzen Zeit, die seine Mitarbeiterschaft währte, durch zwei grössere Artikel, den schon erwähnten Aufsatz über „Tippo Sahebs Staaten“ und einen solchen über den „Theehandel der europäischen Nationen“, sowie durch eine Reihe von Rezensionen beteiligt. Bertuch wurde dann vom Jahre 1800 an der Verleger von Sprengels „Bibliothek“, doch kam es im weiteren Verlaufe zwischen beiden auch zu mancherlei Mißshelligkeiten. Bertuch erfüllte nicht die Erwartungen, die Sprengel von ihm bei der Herausgabe dieser Sammlung gehegt hatte. Er war ihm bei seiner tiefgehenden Gründlichkeit zu säumig in der Fertigstellung der einzelnen Bände, „so dafs alle ähnlichen Sammlungen seiner Bibliothek zuvorkommen“.<sup>2</sup> Auch scheint die Bibliothek für Bertuch und besonders für Sprengel kein einkömmliches Unternehmen gewesen zu sein.<sup>3</sup> Kurz, es tut Sprengel leid, dafs er sich mit dieser Arbeit eingelassen hat und seine „Zeit und Anstrengung nicht auf einen würdigern und für ihn in allem Betracht einträglicheren Gegenstand verwandt hat“.<sup>4</sup>

Sprengels letztes bedeutenderes geographisches Werk war des 11. Teiles 2. Abteilung von Büschings Erdbeschreibung, enthaltend die Geographie von Hindostan und Dekan (Hamburg 1802).

Beim Blick auf sein gesamtes Schaffen ist zweierlei besonders erwähnenswert: Die Neuheit und Fremdheit der Stoffe, denen er seine Zeit widmete, und die eigentümliche Anpassung der Wissenschaft an die Anforderungen des populären Geschmacks. Diese Eigenschaften seiner literarischen Produktion verschafften ihm das Ansehen, das seine Zeitgenossen ihm entgegenbrachten und das begreiflicherweise unter dem Laienpublikum zur Verehrung<sup>5</sup> sich steigerte. Verschiedene seiner Werke wurden durch Nachdruck verbreitet,<sup>6</sup> andere erlebten mehrere Auflagen<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Brief an Bertuch 12. Okt. 1797.

<sup>2</sup> Brief an Bertuch 16. Juni 1800.

<sup>3</sup> Die Klagen über zu geringe Honorierung seitens Bertuchs hören später auf, erhielt doch Sprengel z. B. für den 4. Band der Bibliothek 220 Taler, für Band 5 230 Taler Honorar. Jedes Bändchen der Auswahl brachte ihm ca. 100 Taler ein. Für seine Erdbeschreibung von Hindostan und Dekan in Büschings geographischem Werke erhielt er 4 Dukaten pro Bogen.

<sup>4</sup> Briefe vom 10. Febr. 1800 und 23. Nov. 1801 an Bertuch.

<sup>5</sup> Vergl. die Vorrede eines Aufsatzes des Garnisonspredigers Lindemann auf Minorka im 6. Bande der „Beiträge“.

<sup>6</sup> Z. B. „Geschichte der Revolution in Nordamerika“ in Speyer bei der typographischen Gesellschaft 1785. (Vergl. A.L.Z., 1785, Bd. 5, S. 278).

<sup>7</sup> Z. B. „Geschichte der geographischen Entdeckungen“, Bearbeitungen von Achenwalls Statistik.

oder wurden ins Holländische<sup>1</sup> und Französische<sup>2</sup> übersetzt. Es wurde der Titel des Werkes nachgeahmt, um ihm „das Aushängeschild zu nehmen“<sup>3</sup> oder man beging ohne weiteres literarischen Diebstahl an seinen Werken,<sup>4</sup> alles Beweise, wie einflussreich seine Schriftstellerei geworden war. Dabei kamen ihm seine Beziehungen und zahlreichen Korrespondenzen mit anderen Gelehrten sehr zu statten, wenn auch Sprengels scharfe und rücksichtslose Kritik die Anknüpfung solcher Beziehungen nicht gerade erleichterte.<sup>5</sup> Sprengel korrespondierte, soweit bis jetzt bekannt, mit den schon genannten Göttinger Freunden und Schlözer, mit Bertuch, G. Forster, Ehrmann und Gaspari, und besonders vor den Leistungen Heerens und des letztgenannten hatte Sprengel hohe Achtung.<sup>6</sup> Sprengels Verhältnis zu R. Forster dagegen hatte sich nach und nach immer ungünstiger gestaltet. Bei den literarischen Unternehmungen, zu denen Sprengel ihn heranzog, um ihn bei Verbesserung seiner Einkünfte behilflich zu sein,<sup>7</sup> bewies Forster keine Ausdauer.<sup>8</sup> Zum vollständigen Bruch kam es aber infolge des leichtsinnigen Lebenswandels, den R. Forster in Halle führte und der Sprengel als seinem Schwiegersohne fortgesetzt unsägliche Verlegenheiten bereitete. Schreckte doch Forster zur Zeit seines Prorektorats, um seiner Spielleidenschaft fröhnen zu können, sogar vor Veruntreuungen nicht zurück.<sup>9</sup> Es ist nicht von der Hand zu weisen,

<sup>1</sup> „Geschichte der Europäer in Nordamerika“: Geschiedenis der Europeers in Nordamerika. Deel I. Uit het Hoogduitsch overgezet door Adam Abraham van Moerbeek. Leyden 1784, Honkoop.

<sup>2</sup> „Geschichte der wichtigsten indischen Staatsveränd.“ (Vergl. Vorrede.)

<sup>3</sup> Vergl. „Auswahl“, Vorrede.

<sup>4</sup> Brief an Bertuch 18. bis 21. Januar 1802.

<sup>5</sup> So schüttet er in Briefen an Bertuch seine ganze Verachtung über den „miserablen Meusel“ und seine „elende Fabrik“ aus, v. Zach kommt ebenso schlecht weg: Seine Aufsätze über Indien bezeichnet Sprengel als „elende Wische“. Beide lagen auch in literarischen Händeln wegen einer Kartenrezension (vergl. AGE, Bd. 6, Seite 574).

<sup>6</sup> Brief an Bertuch 26. Februar 1800.

<sup>7</sup> Vergl. auch Schrader, a. a. O., Bd. 1, S. 403.

<sup>8</sup> Vergl. seinen Austritt aus den „Beiträgen“. Ebenso mußte Sprengel am 7. November 1797 an Bertuch schreiben: „Ob Forster den Staunton rezensieren wird, daran zweifle ich. Er kann nicht rezensieren, hat, wie Schlözer zu sagen pflegte, bereits das Prophetenalter erreicht, und für eine lange Rezension, wie Staunton erfordert, hat er keine Geduld“.

<sup>9</sup> Die darauf bezüglichen Stellen der Briefe Sprengels dürften allgemeines Interesse beanspruchen, sie seien deshalb hier in Kürze mitgeteilt: Forster übernahm das Prorektorat im Juli 1790. Alles ging anfangs gut, „die Studenten vergötterten ihn“. „Gestern auf des Königs Geburtstag“, schreibt Sprengel, „brachten die Studenten

dafs Sprengels eigene wirtschaftlich bedrückte Lage<sup>1</sup> in den späteren Jahren seines Lebens auf die unglückliche Verbindung mit R. Forster zurückzuführen ist und dafs dadurch sein eigenes geistiges selbständiges Schaffen übel beeinflusst wurde. Denn während sich Sprengel anfänglich in guten Verhältnissen befand, hören von 1795 die Klagen über seine wirtschaftliche Bedrängnis besonders Bertuch gegenüber nicht mehr auf.<sup>1</sup> Und doch mußte ihm seine literarische Tätigkeit, in der er durch Frau und Sohn unterstützt wurde, große Summen einbringen, und seine Frau war nach seinem eigenen Urteile eine gute Haushälterin. Von den wenigen hundert Talern, die sein Gehalt betrug, konnte er freilich nicht leben, ebensowenig von seinen Kollegienhonoraren, die nach seiner eigenen Mitteilung im Sommer 1787, als Magister Krause angestellt worden war, nur 84 Taler betragen. Dazu kamen die Verluste, die ihm sein Amt als Bibliothekar verursachte.

So ist Sprengels Leben eine Zeit unausgesetzten Ringens und gewinnt dadurch eine allgemein menschliche Bedeutung. Wir fühlen bei Betrachtung seines Erdenwallens, wie auch der Mensch Sprengel unserm Herzen näher rückt. Wir stehen erstaunt vor dem unermüdlischen Schaffen eines Mannes, der mit unendlicher Arbeitskraft und mit aufsergewöhnlicher Vielseitigkeit sich durch die Erzeugnisse seines Geistes die Stellung wirklich zu erringen strebte, die ihm sein Amt verlieh, für welche es ihn aber nicht ernährte. Wir sehen mit unverholener Bewunderung, aber auch mit menschlicher Teilnahme, wie er an der Seite seiner mutigen und geistvollen Gattin dem Leben sein Brot abtrotzt, wie seine ganze Familie sich in diesem Bemühen mit ihm vereint, wie er mit Frau und Kind tätig ist, dem Hause jenen bescheidenen Glanz zu geben, auf welchen er als ein Mann der Wissenschaft und als angesehener Gelehrter Anspruch machen durfte. Ein

---

auf einem feierlichen Ball seine Gesundheit bei Trompeten und Pauken aus. Das macht, er ist populär“. Aber 1792, ein Jahr nach Ablauf des Prorektorats, stellt es sich heraus, dafs Forster „ganz schändlich gewirtschaftet und einen Kassendefekt von 750 Taler herbeigeführt hat“, und nur Sprengels als Vizeprorektors Eingreifen hatte schlimmeren Verlusten vorgebeugt. „Blofs das leidige Spiel!“ sagt Sprengel, „da liegt er in der Messe 14 Tage in Leipzig und spielt Tag und Nacht Faro und verliert das Geld. . . . Denn dahin muß er, wenn er auch keinen Groschen in der Tasche hat, und Frau und Tochter darben müssen. Ein paarmal hat er sich schon in Leipzig festge. . . ., und ganz fremde Leute haben ihn ausgelöst. Ich mag nicht mehr davon schreiben, von seinen Bubenstücken liesse sich ein Buch füllen“. Brief an Heyne 12. April 1792. Wir können nicht anders als mit Bedauern von dem unseligen Geschehe dieses Mannes Kenntnis nehmen.

<sup>1</sup> Briefe an Bertuch den 24. März 1795, 4. November 1800 usw.



freundliches Bild aber ist es sicher nicht. Es erscheint dem Auge noch trüber, wenn man bedenkt, daß diese Erscheinung in ihrer Zeit typisch war. Sprengels Wissenschaft war für kein Brotstudium geeignet, man kostete wohl nebenbei von ihr wie von einer Näscherei, aber nur wenige kamen, um ihren Wissensdurst an ihr zu befriedigen. Damit malt sich aber in Sprengels Leben ein Stück Kulturgeschichte. Und wenn wir beim Blick auf unsere Zeit eines gewaltigen Fortschritts in dieser Beziehung uns rühmen dürfen, so wollen wir doch nie vergessen, daß im deutschen Geistesleben jahrhundertlang eine Zeit währte, wo eine edle und an kostbaren Anregungen reiche Wissenschaft betteln ging.

Doch in allen Widerwärtigkeiten blieb Sprengel der, der er von Anfang an war, ein Norddeutscher von markigen Knochen. Die rauhen Stürme seiner meerumspülten Heimat hatten seinen Charakter gehärtet und damit sein Wesen über das Alltägliche erhoben. Die Eltern von der Wasserkante hatten ihm die Unbeugsamkeit gegeben, die in jeder Lage auf die eigene Kraft baut und die kein Schicksal brechen kann. Mit geraden ehrlichen Sinnen ging er seinen Weg, alles Intrigantentum war ihm verhasst, von allen „Kabalen“, wie sie ja in Halle an der Tagesordnung waren, hielt er sich fern. Er blickte nicht rechts und nicht links, aber auch nicht nach oben. Kerndeutsch war seine Natur, ja grob und derb, wenn es sein mußte. Äußere Anerkennungen sind ihm deshalb auch nicht geworden. Er war nicht Mitglied irgend einer gelehrten Gesellschaft, hatte keine Titel und Ehrenzeichen, aber er trug eine Zierde in sich, die sich selbst höher bewertet: ein tiefes Bewußtsein für Recht und Gerechtigkeit, daß er in seinen Schriften auch seinem Volke einzuhauchen sucht.

Auch einen kernigen Humor hatte ihm seine nordische Heimat mitgegeben, und das lustige Göttinger Studenten- und Dozentenleben hatte ihm diesen Humor bewahrt, der, wenn es nötig war, vor niemand Halt machte, und in scharfe Satire sich verwandelte, wo er Halbheit und Hohlheit einherstelzen sah. Bissig und verletzend wurde dann die Kritik, die mit dieser Satire gewürzt war, und der ja Sprengel als Rezensent in hervorragendem Maße seine Kräfte widmen mußte. Nie brachte er es fertig gegen seine Überzeugung etwas zu schreiben, und wenn es seinen besten Freund betroffen hätte. Wir finden oft in Briefen an seinen Verleger die Bemerkung, eine Rezension von ihm ganz zu unterdrücken, wenn sie zu scharf erscheine, anders abfassen könne er sie nach seiner Überzeugung nicht.

Wo er dagegen wahres Verdienst fand, beugte er sich in ehrlicher Bewunderung. Er kennt genau die Grenzen seiner Kraft und weicht z. B.

vor Heeren in Bescheidenheit zurück, „da er auf seine Art die Arbeit nicht hätte leisten können“.<sup>1</sup> Es darf uns ja nicht entgehen, daß ein großer Teil von Gelehrten seiner Zeit und seiner Wissenschaft Sprengel in ihren Leistungen, streng wissenschaftlich genommen, übertraf. Doch müssen wir uns hüten, aus diesem Grunde ein Urteil über sein Schaffen zu fällen, das zum mindesten voreilig, vielleicht aber, wie wir zu sehen hoffen, ungerecht wäre. Seine Bedeutung liegt in ganz anderer Richtung.

Sprengels Gesundheit und Widerstandsfähigkeit hatte unter diesen verbitternden Lebensumständen sehr gelitten. Zeiten der Gesundheit wechselten mit häufigen Krankheiten ab. Außerdem wuchsen seine Kinder heran und stellten an seine Kraft erhöhte Ansprüche. Als ihn im Januar 1803 der Tod seiner Familie entrifs, war es viel zu frühe. Am 29. Dezember 1802 hatte er mit seiner Frau und seinen Töchtern noch der Einladung eines Offiziers zu einem Ball Folge gegeben, war aber schon verstimmt. Am folgenden Tage fing er an zu klagen und verlor bald mit wenigen Unterbrechungen lichter Augenblicke die Besinnung. Schon nach acht Tagen, am 7. Januar 1803, raffte ihn eine Brustentzündung, mit Nervenfieber verbunden, im Alter von nahezu 58 Jahren hinweg.<sup>2</sup>

Seine Familie fand in der schweren Bedrängnis, in der sie Sprengel hinterließ, in dem edelmütigen Bertuch die erste Stütze. Bertuch übernahm den gesamten handschriftlichen Nachlaß Sprengels käuflich,<sup>3</sup> und mit dem erlösten Gelde überwand die Witwe die erste Not. Denn sie hatte es in achtenswerter Ehrenhaftigkeit für ihre Pflicht gehalten, ungeachtet der Vorstellungen ihrer Freunde von jenem Gelde „einen jeden Heller zur Bezahlung von ihres Mannes Schulden anzuwenden“.<sup>4</sup>

Der eben erwähnte handschriftliche Nachlaß, den Bertuch als einen „wahren Schatz“ bezeichnet, sollte nach Bertuchs Plane in der Bearbeitung durch einen Gelehrten die Grundlage für eine zwölfbändige Staatengeschichte von Europa werden, deren erste Bände schon Michaelis 1804 erscheinen sollten.<sup>5</sup> Unaufgeklärte Umstände haben ihre Herausgabe verhindert.<sup>6</sup> Seinen Zeitgenossen galt Sprengels Tod als ein schwerer

<sup>1</sup> Vorlesung über Indien: Brief an Heyne 17. März 1790.

<sup>2</sup> Brief der Witwe an Bertuch 10. Januar 1803.

<sup>3</sup> Briefe desgl. 24. Mai, 16. Juli, 10. August 1803.

<sup>4</sup> Brief desgl. 16. Juli 1803.

<sup>5</sup> A G E, Bd. 13, 1804, S. 524.

<sup>6</sup> Dieser umfangreiche Nachlaß befindet sich in Gestalt von zehn dicken Quartbänden noch gegenwärtig im BFA zu Weimar. Er sei in folgendem kurz charak-

Verlust für die Wissenschaft. „Der durch seine großen Verdienste um die Geschichte und Erdkunde berühmte Sprengel“,<sup>1</sup> „dessen Verlust die Geographie beweint“,<sup>2</sup> war nur schwer zu ersetzen, und noch Jahre nachher finden die AGE Worte der Klage über seinen Tod.<sup>3</sup> Wenn er auch heute fast vergessen ist, so bleiben seine Verdienste für seine Zeit bestehen. In ihnen liegt auch die innere Berechtigung für die vorliegende Arbeit. Und wäre die politische Entwicklung eine andere gewesen, hätten nicht die Kriegsstürme mit rauhem Wüten die frischen und schwellenden Keime, die er mit allen Kräften und nicht ohne Erfolg in einem trostlosen Ödland zu erwecken bemüht war, hinweggefegt, so würde vielleicht sein Name heute unter den Taufpaten eines neuen Zeitalters genannt werden, das sich erst 80 Jahre nach seinem Tode aus neuen Anfängen und unter besseren Lebensbedingungen neu entwickeln mußte.

---

## Zweiter Teil.

### **Der Einfluß Sprengels auf das öffentliche und geistige Leben seiner Zeit.**

#### 3. Kapitel.

##### **Die Deutschen und das Ausland.**

Wir erblicken, wie schon gesagt, am Ende des 18. Jahrhunderts auf der Weltbühne ein Vorwärtsdrängen und Kämpfen, deren Ergebnis

---

terisiert: 1. Band: Einleitung in die Statistik von Sprengels Hand, mit zahllosen Anmerkungen, Ergänzungen, Quellenangaben. — 2. Band: Durchschossenes Exemplar vom Grundriß der Staatenkunde, enthaltend Rußland und die Niederlande mit zahlreichen Anmerkungen von Sprengel. — 3. Band: Preussische Monarchie, von fremder Hand, mit zahlreichen Anmerkungen Sprengels. — 4. Band: Aktenstücke und Belege zu Nr. 3, bestehend aus Drucksachen, Listen, Tabellen über Almosenwesen, Rekrutierung, Garnisonlisten usw. — 5. Band: Österreichischer Staat, von fremder Hand, sehr ausführlich. — 6. Band: Batavische Republik. — 7. Band: Frankreich. Als Einlage verschiedene Drucksachen, u. a. zwei Finanzkarten über Frankreich von Necker. — 8. Band: Rußland. — 9. Band: Portugal mit den Vorlesungen über den Negerhandel. — 10. Band: Geschichte von Nordamerika.

<sup>1</sup> ALZ, Intell.-Blatt 1803, S. 167.

<sup>2</sup> AGE, Bd. 13, 1804, S. 5.

<sup>3</sup> Im fünften Stücke der AGE 1803 (Mai) findet sich eine Silhouette von Sprengel. Die A. D. Bibliothek bringt im 87. Bande ein Porträt von ihm; die Direktion der Universitäts-Bibliothek zu Halle teilt mit, daß sie ebenfalls sein Porträt besitze. Im Widerspruche damit steht eine Mitteilung der Witwe Sprengels an Bertuch, daß sie ihm kein Bild von ihrem Manne senden könne, denn „er hat sich nie malen lassen“. Brief vom 15. Februar 1803.

eine unerhörte Veränderung und Bereicherung des Weltbildes war sowohl in politischer als auch in geographischer Hinsicht. Nur im Zeitalter der Entdeckungen finden wir darin ein Analogon. — Vor allem war ja die politische Presse dazu berufen, in der Bekanntmachung und Besprechung jener Umwälzungen vermittelndes Organ zu sein. In dieser Hinsicht ging Schlözer mit seinem politischen Briefwechsel<sup>1</sup> und seinen Staatsanzeigen<sup>2</sup> allen auf gleichem Gebiete tätigen Publizisten voran und behielt darin eine führende Stellung. Sein Verdienst, zum ersten Male einen unabhängigen Sprechsaal für alle Vorgänge im Leben der Völker geschaffen zu haben, ist heute allenthalben richtig gewürdigt.

In zweiter Linie stellte sich aber auch die geographische Literatur in den Dienst der öffentlichen Meinung, da ja die großen politischen Neubildungsprozesse in Nordamerika und Indien allenthalben mit einer Bereicherung der geographischen Wissenschaften verknüpft waren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Vorgänge in der weiten Welt zunächst in den direkt beteiligten Völkern tiefgehende Erregungen auf allen Gebieten hervorriefen. Denn wie dem Staatsmanne aus den neuen Verhältnissen neue Probleme erwachsen, so öffneten sich für den Händler und für die produktiven Gewerbe neue Erwerbsmöglichkeiten, und mit den Interessen beider vereinigte sich das der Wissenschaft, die wertvolle Bereicherungen für sich erhoffen durfte. Diese Tatsachen spiegeln sich in einer reichen Literatur besonders Englands wieder.

Von den beteiligten Nationen aus verbreiteten sich nun die Ergebnisse der neuen Forschung und der Neugestaltung der Dinge, und mit ihnen zugleich tausend Anregungen in Wissenschaft und Leben, auf die Völker des Kontinents, die einen tätigen Anteil an den aufsereuropäischen Vorgängen nicht nehmen konnten und wollten; und ihre Wirkungen mußten sich darnach modifizieren, ob das ideale wissenschaftliche Interesse vorwaltete, oder ob durch jene Umwälzungen die Lebensinteressen der Völker, sei es in Handel und Verkehr, sei es in der Industrie und in der Beschaffung der Rohprodukte für dieselbe, sei es auch in der Verschiebung der politischen Macht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch das „Deutsche Reich“ als solches hätte in den eben gekennzeichneten Richtungen der Neugestaltung der Dinge Rechnung tragen müssen. Doch war dem schattenhaften Gebilde, welches diesen Namen trug, eine Zusammen-

<sup>1</sup> „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts“ 1776—1782.

<sup>2</sup> Staatsanzeigen 1782—1793.

fassung seiner Kräfte nicht mehr möglich. Die Verwirrung in seinen inneren Angelegenheiten hatte es noch nie zur Verfolgung weiterreichender Pläne kommen lassen, und tüchtigen Anfängen in früherer Zeit hatte es seinen Schutz versagt und sie dem Untergange preisgegeben. Doch was das „Reich“ versäumte, das leistete das Volk in seinen instinktiven Regungen. In ihm hatte sich ein gesunder Rest germanischer Kraft bewahrt. Es begann teilzunehmen, und wenn es auch vorerst nur die Teilnahme des Zuschauers war. In welcher Weise die neuen Ideen nach Deutschland drangen, zeigt trefflich das Beispiel Hüttners. Von London aus leitete er ihren Strom nach Deutschland und hat sie fortdauernd genährt.<sup>1</sup> Mit solchem Eifer versenkte sich der Deutsche in die Züge des großen Schachspiels der Völker, daß Zach von einem „Geschmack, Bedürfnis und Hang des Publikums zu politischen Leseereien“ redet, der „so herrschend und überwiegend geworden sei, daß es kaum möglich sei, die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums überhaupt nach der Seite einer wissenschaftlichen Lektüre zu lenken.“<sup>2</sup>

Nicht in jeder Entwicklungsperiode wäre der Deutsche solchen Einflüssen zugänglich gewesen. Vielmehr mußte die besondere politische Gestaltung, die der Norden Deutschlands eben jetzt nach dem siebenjährigen Kriege angenommen hatte, den Boden bereiten helfen. Friedrichs des Großen gewaltiges Lebenswerk bot die festen Grundlagen, und es bedürfte zur Bestätigung dieser Wahrheit nicht des Zeugnisses Goethes,<sup>3</sup> daß die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland in Friedrich dem Großen, in seinen und seines Heeres Heldentaten einen Schatz gewonnen hatten, dessen Mangel die Gegenpartei durch keine nachherige Bemühung habe ersetzen können“. Wohl aber läßt der Ausspruch klar erkennen, was Goethe mit diesen Schätze meint: es ist das kraftvolle und kraftspendende Gefühl nationaler Selbstachtung, das in harten Kämpfen gestählte Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit, womit wir die idealen Errungenschaften der siebenjährigen siegreichen Kämpfe Friedrichs zusammenfassen können. Unterstützt wurde dieses Gefühl durch das Bewußtsein der Mustergiltigkeit der vaterländischen Institutionen,<sup>4</sup> die durch einen Vergleich mit den fremden, besonders denen der nächsten Nachbarn, nur gewinnen konnten.

<sup>1</sup> Vergl. die treffliche Dissertation von Gedan, J. Chr. Hüttner, Leipzig 1898.

<sup>2</sup> A G E, Bd. 3, S. 3, (Januar 1799).

<sup>3</sup> Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch.

<sup>4</sup> Sprengel nennt bereits 1779 Preußen den blühendsten, mächtigsten und glücklichsten Staat.

Aus diesem Gefühle heraus konnte Sprengel im „Ursprung des Negerhandels“ im Jahre 1779 versprechen, „dafs er den Patriotismus, der jeden preussischen Untertan mit Recht beseelt, anfeuern wolle durch die Vorbilder ihrer Regenten, dafs er aus diesem Zwecke die Gesetze herleiten wolle, wonach er sich in seinen Lehrstunden auszubreiten gedenke.“ Seine ganze Wissenschaft will er in den Dienst dieser Idee stellen. In diesem Gedanken, und besonders in der Ausschliefslichkeit, mit welcher er Sprengels Wirken bestimmen soll, liegt ein so eigenartiges Programm akademischer Lehrtätigkeit, dafs wir es nur auf dem Boden des blühenden preussischen Staates und im Lichte friedericianischen Heldentums verstehen können. Auf dieser Stelle stand Sprengel, als er sein Wirken begann, und auf diesem Boden entwickelte er sich — nach meiner Meinung notwendig — zu dem, was er war — zum Geschichtschreiber und Geographen der neuesten Staatsumwälzungen, zum Interpreten der damaligen kolonialen und merkantilen Tätigkeit der Ausländer. Es trifft deshalb nicht den Kern der Sache, wenn Schrader sagt: „Die Stellung, welche der grosse König in Europa errungen, die Ausbildung Englands zu einem Weltreiche und die Umwälzungen in Nordamerika und Frankreich lenkten die Aufmerksamkeit nach aussen“<sup>1</sup>. Vielmehr waren Preussens politische Erhebung, sein Anwachsen zur Weltmacht und die daraus hervorgehende Steigerung des politischen Machtgefühls im Volke allein die Grundlagen, aus denen der Sinn für die Vorgänge in England, Frankreich und ausserhalb Europas entspringen konnte. Denn eben dieses Gefühl der Macht begann seine Ziele nun draussen zu suchen. Es erwachen damit neue politische Ideen, das Leben des Volkes als einer Einheit erhält einen tieferen Gehalt, neue Aufgaben entstehen und drängen zur Lösung und dieses nationale Selbstbewusstsein mufste sich am reinsten, aber auch am reichsten äussern, solange in Friedrich dem Grossen gewissermafsen seine Verkörperung vor Augen stand.

Bei diesen Gedanken tritt uns die wahrhaft herzerquickende Gestalt eines Mannes entgegen, dessen Leben und Wirken eine einzige grosse Bestätigung für die bisherigen Erörterungen ist, Joachim Nettelbecks, Bürgers zu Kolberg. Bekannt ist ja Nettelbecks glühende Begeisterung für sein Königshaus, besonders aber für Friedrich den Grossen. Es ist wunderbar zu lesen, wie diese geradezu abgöttische Verehrung an vielen Stellen seiner Selbstbiographie mit hinreissender Gewalt zum Durchbruch kommt. Getragen von diesem

<sup>1</sup> Schrader a. a. O. Bd. 1, 4. Buch 1768—1806, S. 421.

Patriotismus und im Glauben an die wenn auch junge Macht seines geliebten Königs, wagte er im fremden Lande und unter fremden Nationen seiner Landesflagge zu vertrauen und fremder Anmaßung scharf und selbstbewußt gegenüber zu treten.

PlanmäÙig arbeitet Nettelbeck daran, das Volk seiner nordischen Heimat aufs Meer zu weisen und damit den Sinn für neue Aufgaben im Volke zu erwecken. Er befuhr ja selbst als Sklavenhändler den Atlantischen Ozean und lernte dabei die Küsten von Westafrika und Surinam genau kennen. Und wie er in Kolberg die geistige Ausbildung des heimischen Schiffervolkes seine Sorge sein ließ, so benützte er draußten in der fernen Welt jede Gelegenheit, anderen Nationen Achtung vor seinem Lande einzuflößen. Seine Seereisen erweiterten seinen Blick, und in ihm wurden die oben dargestellten Ideen seiner Zeit so mächtig, daß sie zu politischer Gestaltung drängten. Er zuerst kam auf den Gedanken, warum denn nicht sein König ebensogut als England und Frankreich seine Kolonien haben und Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaren eben wie jene anbauen lassen sollte?<sup>1</sup> Er wollte Preußen auch jenseits der Weltmeere groß, blühend und geachtet sehen, es sollte seine Kolonien gleich anderen besitzen.<sup>2</sup> So reichte er denn dreimal an Friedrich den Großen und seine Nachfolger Denkschriften ein, die zur Gründung einer Kolonie in Guiana aufforderten. Zur Verwirklichung dieser Pläne kam es nicht. Die kriegerischen Wirren verhinderten vorläufig alle und jede politische Gestaltung der neuen auf die Ferne gerichteten Ideen der Zeit. Aber doch sind Nettelbecks auf einen kraftvollen Patriotismus sich stützenden Pläne ein deutlicher Ausdruck derselben.<sup>3</sup>

Übrigens war der Deutsche bei allen den Umwälzungen, die sich an fernen Gestaden abspielten, selbst in einer Weise beteiligt, die sein Interesse rege halten mußte. Der Landesherr sandte ja die Söhne seiner Untertanen als Mietsoldaten in ferne Länder, und der hessische und hannoversche Bauer erfuhren an ihrem eigenen Fleisch und Blut, was sich ferne von der heimischen Scholle Gewaltiges abspielte. Wenn die 30 000 Soldaten, die die deutschen Fürsten im Dienste Englands nach Amerika, und die weiteren Tausende, die sie nach Ostindien schickten, auch nur zum kleinen Teile die mitteldeut-

<sup>1</sup> Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg, herausg. v. Haken. 4. Aufl. 1878. 2. Teil. Seite 86.

<sup>2</sup> Ebenda S. 212—213.

<sup>3</sup> Vergl. auch Bergér, *Überseische Handelsbestrebungen und koloniale Pläne unter Friedrich dem Großen*. Leipzig 1899.

schen Gebirge wiedergesehen haben, so bildeten sie auch dann noch ein Element, das die heimischen Verhältnisse mit fremdem Maßstabe messen gelernt hatte, und das eben dadurch und durch seine Erzählungen von fremden Ländern und Völkern eine Eigenschaft verbreiten half, die ihnen die weite Welt anezogen hatte: den weiten Blick auf große Ganze, das Interesse an fremden Verhältnissen.

Ein naheliegender, fast trivial zu nennender Vergleich mit Verhältnissen der Gegenwart wirft ein helles Licht auf die geistige Bewegung im öffentlichen Leben jener Zeit. Wenn wir heute deutsche Offiziere in den Reihen eines fernen Volkes kämpfen sahen, so wissen wir, daß der hohe Flug, den unser deutsches Volk so herrlich in unsern Tagen genommen hat, dafür die Anregungen gab. Warum sollten wir nicht für jene Zeit, da die Steuben, Kalb u. a. zu den amerikanischen Bannern eilten, eine ähnliche geistige Strömung im deutschen Volke voraussetzen dürfen? Man nahm lebhaft Partei und Franklin wurde eine Art Nationalheld.<sup>1</sup> Denn das Gemüt des Deutschen, das immer die Partei des Unterdrückten und Schwachen ergreift und für Freiheit und menschliche Größe so leicht und so glühend sich begeistert, fand in diesen Männern seine Ideale. Bis in welche Schichten des Volkes diese Bewegung drang, läßt sich nur schwer ergründen. Sicher ist: Der Dichter der Ode auf den Nordamerikanischen Krieg<sup>2</sup> war nicht mehr der Bürger im Faust, der hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen hört und dabei Fried' und Friedenszeiten segnet.

Die geographische Literatur spiegelt diese Sachlage deutlich wieder. Sprengels schriftstellerische Tätigkeit ist hierfür ein geradezu klassisches Beispiel. Er hat mit den beiden Forster durch ihre zahlreichen Reisebeschreibungen „erst angefangen, das deutsche Volk in die Weite der Welt zu führen“.<sup>3</sup> Nicht nur daß er im allgemeinen dem Publikum der Zeit und seinen Bedürfnissen, die ich eben dargelegt habe, Rechnung trug. Nein, er macht sogar die Schwenkungen des öffentlichen Interesses im einzelnen mit, und wie sich das Bild der Welt draussen kaleidoskopartig veränderte, so wechseln die Gebiete seiner Tätigkeit. Er lebt und atmet in seiner Halleschen Studierstube mit jener großen Welt draussen und folgt der Muse der Geschichte von einem Schauplatz zum andern. Es wurde schon bemerkt, daß das

<sup>1</sup> Herders Werke, herausgegeben von Suphan, Briefe zur Beförderung der Humanität. Band 17, S. 7. Ferner: Goethe in Dichtung und Wahrheit, 4. Teil, 17. Buch (hrsg. von Cotta, Stuttgart 1895, Bd. 21, Seite 286).

<sup>2</sup> Klopstock, vergleiche Herder a. a. O. 17, 93.

<sup>3</sup> G. Forsters sämtliche Schriften, Band 1, Vorrede Seite VI.



Jahr 1783, also das Jahr des englisch-amerikanischen Friedensschlusses, die Hauptschwelle in seiner Tätigkeit bedeutet. Das läßt sich schon an den Titeln seiner Werke mit Leichtigkeit verfolgen. Doch Sprengel spricht es auch selbst mit klaren Worten aus. Er sagt in einer Schrift vom Jahre 1788: „Seitdem England am Ganges so große weitläufige Länder bezwungen hat, hat die indische Geschichte in Deutschland, sowie im übrigen Europa sehr an Würde, Klarheit und Interesse gewonnen“,<sup>1</sup> und an einer anderen Stelle erklärt er, daß bei dem Mangel eines vollständigen Werkes über die Geschichte der englischen Eroberungen in Ostindien ein solches Werk um so lieber sein müsse, da Indien durch die Kriege der Engländer in diesem Lande allgemein interessant geworden sei.<sup>4</sup> Aus ähnlichen Gründen bringt er im Jahre 1790 in den „Neuen Beiträgen“ einen Aufsatz über Schweden, wie er sagt, „wegen des Interesses, welches Schweden bei gegenwärtigem Kriege mit Rußland bei jedem Freunde der Geschichte und Länderkunde haben muß“.<sup>2</sup>

Es war eine neue Weltbühne geöffnet, an ihrem bunten Spiele fand das deutsche Volk Gefallen; doch nun wollte es auch die Bühne in allen ihren Teilen klar und deutlich überblicken. Es wollte beim Verfolgen der Zeitereignisse des Lichtes der Wissenschaft nicht entbehren. In Briefkastenanfragen, die, wie Sprengel berichtet, aus dem Publikum an die Leiter der periodischen Presse gerichtet werden und welche Literaturangaben z. B. über indische Verhältnisse erbitten,<sup>3</sup> macht sich diese Wißbegierde Luft. An einer anderen Stelle sagt Sprengel über die Annalen Zimmermanns, „sie hätten gar keinen Absatz gehabt, wenn er sich auf deutsche Sachen eingeschränkt hätte. Die ausländischen gaben seinen Annalen Relief“.<sup>4</sup> Das ist in demselben Sinne gesprochen und zeigt immer von neuem, in welcher Richtung sich die Interessen des Volkes bewegten: Und diese Bedürfnisse der Deutschen erkannt, mit all seinen Kenntnissen genährt und mit seiner Wissenschaft ihnen gedient zu haben, ist das große Verdienst Sprengels. Ja, er hat durch seine reiche literarische Tätigkeit, die nie den Boden der geographischen Wissenschaft verließ und sich damit frei hielt von romantischen Übertreibungen und poetischen Ausschmückungen, unendlich viel zur Verbreitung und Klärung der geographischen Kenntnisse

<sup>1</sup> Geschichte der indischen Staatsveränderungen, Vorrede.

<sup>2</sup> Neue Beiträge 7, 2.

<sup>3</sup> Brief an Bertuch 29. Dezember 1800.

<sup>4</sup> Desgleichen 7. November 1797.

im Volke und zur Reinigung und Bereicherung der politischen Anschauungen seiner Nation beigetragen.

In der großen Zahl von englischen Schriften nun, die in dieser Zeit in Deutschland im Original und in Übersetzungen erschienen sind, konnte sich der an enge Verhältnisse gewöhnte Blick der Deutschen nicht zurecht finden. Es fehlte ihm jeder Maßstab der Beurteilung. Auch hier finden wir Sprengel auf der Warte, indem er dem Publikum mit seinen Kenntnissen beisteht. Er spricht es ja ausdrücklich aus, daß er durch seine Schriften über Ostindien das Publikum in stand setzen will, die große Menge von Schriften, „die seitdem England in diesen Gegenden den Meister spielt, dort von so ungleichem Gehalt und verschiedener Brauchbarkeit erscheinen, zu beurteilen“.<sup>1</sup>

Unter den Quellen, die von Sprengel und anderen Geographen seiner Richtung benützt werden, stehen diese englischen Schriften obenan, sowohl an Zahl als auch an Wert. Sprengel sagt selbst, daß in literarischer Beziehung ein Engländer ihm mehr wert sei als zehn Franzosen.<sup>2</sup> Das lag in der Natur der Sache, da England als die erste Seemacht auch über die gründlichste koloniasatorische Erfahrung und über die größte Zahl überseeischer Forscher verfügte. Ganz anders, als jener Ausspruch Sprengels zeigt, verhielt sich dagegen der Deutsche, wo er den englischen Forscher zugleich als Verbreiter englischer Macht und Herrschaft tätig fand. Da wurde aus dem wissbegierigen Zuschauer ein kritischer Beobachter, der vom Standpunkte seines Volkstums aus, unter dem Gesichtspunkte der Interessen seines Vaterlandes seine Stimme gegen solches Gebahren erhebt und das schändliche System der Ausbeutung, das die Engländer überall handhaben, scharf brandmarkt. Die Schrift Sprengels „Über den Krieg der Engländer in Ostindien“ ist dafür ein Zeugnis vom ersten bis zum letzten Buchstaben. R. Forster verbindet mit dieser absprechenden Beurteilung zugleich die Aufmunterung an die Deutschen, sich selbst tätig und in besseren Absichten als die Engländer an der Aufklärung der Erdkunde zu beteiligen. Er schreibt: „Überdem so freut es mich, daß ich dem deutschen Vaterlande eine glaubwürdige Nachricht von einem weitentfernten Lande aus dem Munde eines rechtschaffenen und verdienstvollen Deutschen vorlegen kann, indes daß die stolzen Briten in elender Gewinnsucht vertieft, nur die Absicht reich zu werden vor Augen haben und oft vergessen, irgend etwas zur Geschichte der Menschheit und der

---

<sup>1</sup> Historisch geneal. Kalender für 1787, Vorrede.

<sup>2</sup> Brief an Bertuch, 11. Juli 1800.

Natur in wenig bekannten Ländern beizutragen.“<sup>1</sup> In genau demselben Sinne drückt sich Herder aus, wenn er sagt: „Die Urteile der Engländer über fremde Nationen verraten immer den *divisum toto orbe Britannum*, wo nicht gar den monarchischen Kaufmann, da ein Reisebeschreiber eigentlich kein ausschließendes Vaterland haben müsse“,<sup>2</sup> und an einer andern Stelle: „*Rule Britannia, rule the waves*“, mit diesem Wahlspruche, glaubt mancher, seien ihnen die Küsten, die Länder, die Nationen und Reichtümer der Welt gegeben. Der Kapitän und sein Matrose seien die Haupträder der Schöpfung, durch welche die Vorsehung ihr ewiges Werk ausschließend zur Ehre der britischen Nation und zum Vorteil der britischen Kompagnie bewirkt. Dem Sinn und Gefühl der Menschheit sind solche Berechnungen und Selbstschätzungen unerträglich.“<sup>3</sup> Nettelbeck<sup>4</sup> und R. Forster an anderer Stelle drücken sich noch schärfer aus. Letzterer gibt den Engländern die Schuld, daß sie den Namen der Europäer in allen andern Weltteilen verabscheut gemacht haben.<sup>5</sup> Das ist sicher übertrieben. Aber eben weil alle die angeführten Auslassungen in ihrer einschränkungslosen Schärfe eine Ungerechtigkeit sind, gewinnen sie eine besondere Bedeutung. Sie sind Zeichen dafür, daß bei den denkenden Deutschen die Machtentfaltung der Engländer nicht ohne ein gewisses Unbehagen beobachtet wurde; sie sind der Ausdruck des dunkeln Gefühls, daß der unaufhaltsame Siegeszug der Engländer in den indischen und australischen Gewässern für den Deutschen den Verlust von Schätzen bedeute, auf die er mit demselben Rechte wie er, wenn auch nicht mit denselben Machtmitteln Anspruch erheben könne. Gewiß hat sich damals mancher wie Nettelbeck gefragt, warum allein Deutschland zurückstehen soll?

#### 4. Kapitel.

##### Die geographische Renaissance.

Indem wir jetzt aufhören, uns ausschließlich mit Sprengel zu beschäftigen, ziehen wir neben ihm noch andere Erscheinungen, wie wir schon hier und da getan haben, zu Rate, die aus derselben Bewegung, aus der Sprengel hervorging, entsprungen sind.

Ans große Publikum wendet sich die geographische Literatur in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Sie wollte unter-

<sup>1</sup> Beiträge 1, 2. Vorrede.

<sup>2</sup> Herder a. a. O. Hum.-Briefe 18, 250, Fußnote.

<sup>3</sup> Ebenda 18, 236—237.

<sup>4</sup> Lebensbeschreibung a. a. O. S. 174 u. a. a. Stellen.

<sup>5</sup> R. Forster, *Le Vaillants neuere Reisen*, Berlin 1796, 1. Teil, Seite 69.

haltend und belehrend wirken und brachte deshalb Beschreibungen von unbekanntem Ländern, besonders von solchen, welche durch die politischen Zeitereignisse im Vordergrund des Interesses standen. Und die Literatur, die sich diesen Aufgaben widmete, stellt eine ganz gewaltige publizistische Leistung dar. Wenn man sich in Deutschland auch bewußt war, daß andere Völker für die geographische Forschung besonders in tätiger Beteiligung weit mehr geleistet haben, so konnte man sich doch auf dem Gebiete geographischer Literatur einer regen Mitarbeit rühmen, die Ehrmann treffend mit den Worten kennzeichnet: „Die Deutschen haben durch ihre Bemühungen im Sammeln, Übersetzen, Ordnen, Ausarbeiten der Erdkunde große Dienste geleistet“.<sup>1</sup>

Zugleich bildete sich in Deutschland eine besondere Art geographischer Naturschilderung aus, die von da an herrschend wurde. Georg Forster war hier grundlegend und schöpferisch tätig. In seiner Herausgabe des Reisewerks seines Vaters und in den „Ansichten vom Niederrhein“ eröffnete er der Naturschilderung ganz neue Bahnen. Er stärkte den Sinn und das Gefühl für landschaftliche Schönheiten und wurde zugleich mustergültig im Ausdrucke derselben. Indem von da an die Reisenden solche Gemütsstimmungen, in die sie durch landschaftliche Reize versetzt wurden, mit Vorliebe schilderten, zeigt sich die geographische Reisedarstellung dauernd und in einem sehr edlen Sinne von ihm befruchtet.<sup>2</sup>

Eine derartige Literatur, in solchen Massen ins Volk geworfen, mußte das Ansehen und die Beliebtheit der Geographie überhaupt steigern, und es ist sehr erklärlich, daß Ehrmann „die lobenswerte Wärme unseres Publikums für die geographischen Wissenschaften“ rühmen kann.<sup>3</sup> Weit höher aber stieg die Wertschätzung unter den gelehrten Vertretern der geographischen Wissenschaft selbst. Ihnen mochte wohl eine Art geographischer Renaissance vorschweben. Sie glaubten eine neue Blüte ihrer Wissenschaft für gekommen oder doch für nahe, und sie hatten ein Recht dazu: die Entwicklung hat sie nicht Lügen gestraft.

Wenn wir zur Vervollständigung dessen, was sich hierüber bereits ergeben hat, noch einige Einzelheiten hinzufügen, so sei vorerst auf die Begeisterung hingewiesen, die unter den Vertretern der Geographie

<sup>1</sup> Geschichte der merkwürdigen Reisen, Vorrede.

<sup>2</sup> Vergleiche Peschel, Geschichte der Geographie und die Dissertationen über Naturschilderung von Richter (Leipzig 1900) und Örtel (Leipzig 1899).

<sup>3</sup> Geschichte der merkwürdigsten Reisen. Vorrede zu Band 1, pag. IV.

herrschte und die oft den überschwenglichsten Ausdruck findet. Mit freudiger Zustimmung begrüßt es z. B. Zach, als Bertuch ihm mitteilt, daß er das Industrieomptoir<sup>1</sup> in den Dienst der geographischen Wissenschaften stellen wolle.<sup>2</sup> „Sehr angenehm“, so schreibt er: „war es mir zu erfahren, daß das Industrieomptoir sich vorzüglich dem geographischen Fache widmen wolle, es war ein großes Bedürfnis fürs deutsche Publikum.“<sup>3</sup> Wie gewaltig mußte dieses Bedürfnis gestiegen sein, wenn Bertuch, dieser wohlerrögende Geschäftsmann mit seinem feinen Gefühle für die Erfordernisse des literarischen Marktes, ihm in dieser Weise entgegenzukommen kein Bedenken trägt, umso mehr, da ein solches Institut bereits bestand. Denn auch Perthes in Gotha hat seine geographische Anstalt 1785 gegründet. Unter dem Ausdrücke hochgespannter Erwartung erklärt sich Zach freudig zur Mitwirkung bereit. „Ich werde mit Teilnahme“, so schreibt er, „an den besseren Fortschritten unserer deutschen Geographie mitwirken, denn leider ist bisher der Deutsche seinen Nachbarn weit zurückgeblieben.“<sup>4</sup>

Dieser hohe Flug der Geographie fand am Ausgange des 18. Jahrhunderts seine schönste Gestaltung in der Gründung der „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“,<sup>5</sup> die uns, da in ihr gleichsam am Ende einer langen vorausgehenden Entwicklung alle die schönen Keime in eins zusammengefaßt werden, zum Verweilen nötigt. Man darf wohl sagen, daß die AGE die erste auf streng wissenschaftlichem Boden stehende geographische Zeitschrift waren. Zwar hatten sich schon vorher einige längere Zeit erhalten, wie Hagers „Geographischer Büchersaal“ (Chemnitz 1763—1778), Büschings „Magazin für Historie und Geographie“ (Hamburg 1767—1793), und dessen „Wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten“. Allein sie gingen an der Verquickung der geographischen Wissenschaften mit der Geschichte zu Grunde.<sup>6</sup> Jetzt nahm sich Bertuch der Sache an und stellte sein Institut vor die Aufgabe der Schaffung einer rein geographischen Zeitschrift. Diese Aufgabe hat das Institut glänzend gelöst. Als Leiter und Herausgeber der Zeitschrift hatte Bertuch in Zach, dem Astronomen

<sup>1</sup> Gegründet 1785.

<sup>2</sup> Fürs erste wollte sich das Institut nur auf Schulen und den täglichen Gebrauch einschränken und für diese Zwecke richtige, wohlfeile, aber auch schöne Karten liefern. (Brief Zachs an Bertuch 5. November 1796.)

<sup>3</sup> Brief desgleichen 5. November 1796.

<sup>4</sup> Zach an Bertuch 9. Januar 1796.

<sup>5</sup> Herausgegeben von v. Zach, Weimar 1798 ff.

<sup>6</sup> Wagner, Lehrbuch der Geographie, Seite 4.

an der Sternwarte von Seeberg bei Gotha, einen ebenso feurigen, wie tüchtigen Mann gewonnen. Von ihm rührt die enge Verbindung von Geographie und Astronomie her, die der ersteren eine so feste wissenschaftliche Grundlage, den AGE aber dauernd ihr eigentümliches Gepräge gab. Wie Zach seine Stellung auffasste und in welchem Sinne er tätig war, zeigt ein Brief an Bertuch, worin er sagt: „Der Himmel hat uns nicht ohne Absicht zusammengebracht, wir wollen uns immer enger aneinanderschließen. Sie sollen der Homann des 18. Jahrhunderts sein; ich will Ihr Tobias Mayer sein“.<sup>1</sup> Wahrlich, er hatte sich in diesem Vorbilde ein hohes Ziel gesteckt und war mit seinem Können und in diesem idealen Streben würdig des Stabes der berühmtesten Gelehrten, mit denen er sich in die Arbeit an dieser Zeitschrift teilte. Über fast alle Länder Europas waren diese Gelehrten verbreitet und verbürgten in ihrem Zusammenwirken die Vortrefflichkeit der Darbietungen der AGE. Namen wie Blumenbach, Reinhold Forster, Sprengel, Heeren, Hüttner, Tralles in Bern, Labillardière in Paris, Mechain in Barcelona, Buache und Lalande gaben ihnen einen besonderen Glanz.<sup>2</sup>

So wurden die AGE in einem Lande, das doch dem Wogen und Drängen der Welt so ferne stand, eine Art geographischer Mittelpunkt für den Kontinent. Demgemäß war ihre Aufnahme. Sie wurden, wie Zach auf Grund von Zuschriften versichern kann, in Deutschland und Österreich „mit Heifshunger verschlungen“,<sup>3</sup> in Dresden „steigt der Beifall bis zur Bewunderung“,<sup>4</sup> Gaspari in Oldenburg<sup>5</sup> und Martens und Schlözer in Göttingen<sup>6</sup> sind voll Rühmens. Von allen Seiten strömen die wissenschaftlichen Beiträge herbei<sup>7</sup> und am 3. Juli 1799 nach reichlich einjährigem Bestehen konnte Zach stolz an Bertuch berichten: „Unsere AGE revolutionieren die Geographie am Pol und an der Nordsee“.<sup>8</sup>

Zachs glühende Sprache sagt hier nichts als die reine Wahrheit. Es scheint mir, als sei die Bedeutung dieser geographischen Zeitschrift unter uns bei weitem noch nicht genügend gewürdigt. Liefs doch der

---

<sup>1</sup> 7. Januar 1798.

<sup>2</sup> Verzeichnis der Mitarbeiter von Bertuchs Hand im BFA.

<sup>3</sup> Briefe v. Zachs an Bertuch 29. Oktober 1798 und 17. Dezember 1798.

<sup>4</sup> Brief desgleichen, 11. Februar 1798.

<sup>5</sup> Desgleichen 7. Juni 1798.

<sup>6</sup> Desgleichen Sprengels an Bertuch 9. Mai 1800.

<sup>7</sup> Desgleichen v. Zachs an Bertuch 17. Dezember 1798.

<sup>8</sup> Vergleiche auch AGE, Band 3, Seite 4.

Kaiser (von Österreich) auf seine Kosten, durch die AGE angeregt, zwei Astronomen zu geographischen Ortsbestimmungen durch ganz Ungarn reisen. Erfreut berichtet Zach diese Tatsache, die ihm Professor Schedius in Pest mitgeteilt hatte, an Bertuch und fährt fort: „Sie sehen, liebster Freund, daß wir nach und nach die ganze Welt umspannen und unsere AGE von selbst das Bureau Central der Geographie werden sollen.“<sup>1</sup>

Die Ephemeriden sind gewissermaßen die Krönung einer etwa fünfzigjährigen, stürmischen Entwicklung in der geographischen Literatur Deutschlands und bedeuten gleichzeitig das Hinüberlenken der Geographie in selbständige Bahnen. Und bestünde ihre Bedeutung in weiter nichts, als daß sie zuerst die vollständige Befreiung der Geographie aus den Fesseln der historischen Wissenschaften auch in der periodischen Presse vollzogen haben, so würde ihnen damit ein Ehrenplatz gesichert sein. Von der geographischen Literatur der Reisebeschreibungen aber und der damit zusammenhängenden Kartographie zeigt sie sich darin beeinflusst, daß sie dem dringend zu Tage getretenen Bedürfnisse nach Bestimmungen geographischer Länge ausgesprochenermassen abhelfen will. Die Gründung und der Fortbestand dieser Zeitschrift zeigen, daß erst jetzt die Geographie eine solche Bedeutung erlangt hatte, wie sie zum Bestehen der Zeitschrift nötig ist. Zeitlich fällt die Gründung derselben zusammen mit den Vorbereitungen auf Humboldts Amerikareise. Diese Reise aber ist der zweite Zweig, der aus der kräftigen Wurzel geographischer Renaissance entsprang. Denn aus der Begeisterung jener Tage heraus, die sich selbst zu immer höheren Zielen fortrifs, war allein es möglich, daß ein Gelehrter als Privatmann sein Vermögen hingibt, und die Ruhe seiner Studierstube mit den Gefahren eines Wanderlebens vertauscht, um eine Reise in von der Kultur noch unberührte Länder in rein wissenschaftlichem Interesse zu unternehmen. Damit betreten wir ein neues Gebiet.

Wo bisher immer Reisen in entfernte Weltteile ins Werk gesetzt wurden, geschah es in Verfolg kaufmännischer Interessen oder im Auftrage und auf Kosten der Regierungen und in politischen Absichten. Der Zweck solcher Reisen war von vornherein nicht die Bereicherung der Wissenschaft, als vielmehr die Angliederung der neu entdeckten Länder an das auftraggebende Mutterland, die Erschließung neuer Handels- und Absatzgebiete, die leichtere Beschaffung von Roh-

<sup>1</sup> 17. Dezember 1798.

produkten für die heimische Industrie. Jetzt aber trat als neues Motiv die Bereicherung der Wissenschaft auf, wenn die genannten Beweggründe natürlich auch ferner bestehen blieben und ein Hebel neuer Forschungen für immer bleiben werden. In Cook und den beiden Forster, sowie in Pallas fand dieser neue, ungemein fruchtbare Umschwung gleich so tüchtige und für alle Zeiten mustergültige Vertreter, daß die neuere Länderforschung dauernd von ihm angeregt blieb: Die Bevölkerung, die tierische Lebewelt, die Flora und den geologischen Bau eines Landes auf rein wissenschaftliche Weise und mit Unterstützung aller Hilfsmittel und Methoden kennen zu lernen, wurde von nun an nicht mehr als gelegentliches Ergebnis einer Reise betrachtet, sondern schon in den Vorbereitungen als ein Hauptzweck derartiger Unternehmungen berücksichtigt. „Was Cook vor allen seinen Vorgängern auszeichnete und was ihn zum Begründer einer neuen Ära der Entdeckungsreisen machte, das war der rein wissenschaftliche Geist, der ihn beseelte, der ihn nebst seinen Reisegefährten zur genauesten naturwissenschaftlichen Erforschung aller bereisten Meere und Länder veranlafte, unbeschadet der ihm zu teil gewordenen Aufträge“.<sup>1</sup> Im gleichen Sinne sagt Humboldt von G. Forster: „Durch G. Forster, meinen berühmten Lehrer und Freund, begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist“.

In England fand diese neue Strömung ihren Ausdruck in der Gründung einer Gesellschaft für Afrikaforschung im Jahre 1788. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß bei Gründung dieser Gesellschaft auch kaufmännische Ziele verfolgt wurden; doch standen sie nicht im Vordergrunde.

In Deutschland ist die neue Zeit in idealstem Sinne an der wachsenden Unternehmungslust Einzelner zu erkennen. Schon Hornemanns kühne, im Auftrage genannter Gesellschaft unternommene Forschungsreise nach dem Innern von Afrika bestätigt diese Auffassung. Wie hoch aber das rein wissenschaftlich-geographische Interesse gestiegen war, zeigt am besten Humboldt, der sich mit Gut und Leben auf eigene Faust nach einer in allen Einzelheiten mustergültigen Vorbereitung auf allen Gebieten der Geographie an eine Aufgabe wagt, die ihm nichts als wissenschaftliche Befriedigung und das Bewußtsein einbringen konnte, der Länderforschung einen Dienst geleistet zu haben. Wie reich mußten die Anregungen gewesen sein, die einen Deutschen zu

---

<sup>1</sup> Hallier, Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1889. Seite 342.



einem solchen Unternehmen drängten! Die geographische Literatur war in Wahrheit zu einem reich spendenden und hinreißenden Interpreten einer neu heraufdämmernden Welt geworden, deren lockende Geheimnisse für den gemeinen Mann ebenso anziehend waren, wie sie den wissenschaftlichen Ehrgeiz des Gelehrten anfeuerten.

Die Begeisterung für geographische Dinge ging also wirklich viel tiefer und weiter als bis in die Hörsäle der Universitäten, in denen wir eine Art von Kolonialprofessor tätig finden. Denn Sprengels eigentümliche Geistesrichtung steht nicht vereinzelt da. In Göttingen z. B. wandelte Heeren auf ganz verwandten Pfaden und hatte in seinem Gebiete, alter Geschichte, dem Drange der Zeit nachgegeben.<sup>1</sup> Handel, Verkehr und koloniale Tätigkeit der alten Völker hatte er, in direkter Beeinflussung durch seine Zeit, wie er ausdrücklich erklärt, zu seinem Lieblingsstudium gemacht. So bedeutete es eigentlich nur den natürlichen Fortschritt der in der Zeit ruhenden Ideen, wenn Zach die Gründung einer kosmographischen Akademie in Deutschland in Anregung bringt. Er versendet, in Anlehnung an einen Vorschlag auf Erweiterung der AGE, an die Mitarbeiter derselben am 3. April 1799 ein Rundschreiben, in welchem er unter anderem sagt: „Sie können vielleicht, wenn das Glück wohl will, den Grund zu den Memoirs oder Gedenkschriften einer kosmographischen Akademie in Deutschland legen, ein Projekt, das schon Franz Lowitz, Tobias Mayer, Büsching etc. gehabt haben, aber wie bekannt verunglückt ist.“<sup>2</sup> Dieser Plan aber konnte nur gefaßt werden, wenn man seine Grundbedingungen für gegeben hielt: eine hinreichend erstarkte Literatur, eine genügende Ausbildung der Geographie als Wissenschaft, eine große Zahl tüchtiger Fachgelehrter. Wir dürfen heute nur bedauern, daß Zachs Plan nicht zur Ausführung kam. Mag die bald darauf erfolgende Trennung Zachs von Bertuch, mögen auch, was wahrscheinlicher ist, die Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse und die nie aufhörenden und sich von Jahr zu Jahr steigernden kriegerischen Wirren die Schuld tragen, — jedenfalls gingen auch hier tüchtige Keime verloren, die erst Jahrzehnte später neu hervorsprossen mußten.

Daß die Schar geographischer Literaten, die übersetzend und arbeitend tätig war, auch manches Werk erzeugte, das eine wissenschaftliche Kritik nicht vertrug, ist erklärlich. Spricht doch

<sup>1</sup> Heeren, Ideen über die Politik der alten Völker, Vorrede, Seite VIII.

<sup>2</sup> Beilage zu einem Briefe an Bertuch.

Ehrmann von einer „unbeschränkten Übersetzungswut unserer deutschen Autoren“.<sup>1</sup> Auch R. Forster klagt: „Es ist betrübt, daß die Schriftstellerwut (!) in Deutschland so viele versucht, dem Publikum so unreife und zum Teil so falsche Nachrichten mitzuteilen. Die Sucht, was neues zu sagen, bringt so viele unreife Nachrichten in die Welt, daß zuletzt der historische Glaube wird müssen Not leiden, weil man Geschichte ohne Prüfung und ohne Kenntnis schreibt“.<sup>2</sup>

Erscheinungen wie die, über welche hier geklagt wird, zeigen sich unabweisbar im Gefolge einer raschen Entwicklung. Sie müssen als das genommen werden, was sie in Wahrheit sind, als Erzeugnisse einer überstürzenden Hast, die zum Glück für die Wissenschaft ebenso rasch verschwinden wie sie gekommen sind.

Beim Blick auf das Gesamtbild der geographischen Renaissance sei endlich noch auf ein Urteil Heerens über den Zeitraum, in dem er lebte und wirkte, verwiesen. Er sagt: „Es gab noch nie einen Zeitraum, wo die Erde und ihre Bewohner so allgemein Gegenstand der Forschungen gewesen wären; und noch nie ein Volk, dessen Wisbegierde mit einem so gleichen Interesse alles umfaßt hätte, was darauf Beziehung hat, als unser Zeitalter und unsere Nation. Unsere Länderkunde hat in den beiden letzten Dezennien grössere Fortschritte gemacht, als sonst in manchem Jahrhundert“.<sup>3</sup> Ein Zeugnis, das die bisherigen Untersuchungen so rückhaltslos und in ihrem vollen Umfange bestätigt, läßt sich aus einem berufeneren Munde als dem Heerens wohl kaum finden. Die Worte ließen sich ohne die geringste Veränderung als Leitsatz diesen Erörterungen voransetzen. Sie entwerfen mit einer ausserordentlichen Klarheit das Bild der geographischen Renaissance, zu der die Deutschen erwacht waren.

## 5. Kapitel.

### Die geographische Literatur und gewisse ethische Anschauungen der Aufklärung.

Mit der deutschen Aufklärung hatte eine neue Auffassung der Menschennatur und der Menschenrechte Platz gegriffen. In ihrer großen Befreiungstendenz läßt sie das Recht des Subjekts an erste Stelle treten. Ihrem Ursprunge nach führt diese Auffassung auf Frankreich zurück, wo sie aus dem Munde Rousseaus wie ein neues Evangelium auf-

<sup>1</sup> Ehrmann, Geschichte der merkwürdigsten Reisen, Vorrede, Seite VI.

<sup>2</sup> Beiträge 2, V.

<sup>3</sup> Heeren, a. a. O.

genommen wurde. Hier an ihrer Geburtsstätte und in den Händen eines irregeleiteten Volkes führte sie zur Revolution und zur Erklärung der Menschenrechte. „In dem Rufe der Erklärung der Menschenrechte machte sich wie in einem Naturlaut all das heisse Begehren Luft, das Rousseaus Lehre in Frankreich geweckt. Er zuerst hatte unterschieden zwischen positiven Gesetzen und natürlichem Recht und aus dem letzteren ein Ideal von Gleichheit gefolgert“.<sup>1</sup> In Rousseaus Emil und in seinem Gesellschaftsvertrag haben wir den Anbruch der neuen Zeit zu erblicken. „Von Rousseau hatte dieses Geschlecht gelernt, die Gleichheit als das Ursprüngliche, die Ungleichheit als die spätere Mißbildung desselben zu betrachten und das Recht auf Gleichheit, mit dem das Recht auf Freiheit zusammenfiel, nicht zu fordern wie ein neues, sondern zurückzufordern als ein uraltes, durch dessen Entreisung der freie Mensch zum unfreien Bürger geworden war. Die Vorstellungswelt, welche Rousseaus Naturmensch und Gesellschaftsvertrag im jungen Frankreich erzeugt, war in diesem Geschlecht allmächtig geworden.“<sup>2</sup>

Von allen Schlacken, die den neuen Ideen im Lande ihrer Entstehung anhafteten, und die sie dort so furchtbare Wirkungen hervorbringen ließen, befreit, gelangten sie nach Deutschland. Im Volke der Denker mußte sich ihr Einfluß ganz anders und vor allem edler äußern. Das Gewaltsame ihres Hervorbrechens war verschwunden. Sie wirkten hier umgestaltend auf das Geistesleben, befruchteten die Erziehung und brachten neue Gesichtspunkte in die Betrachtung von Menschentum, in die Auffassung der menschlichen Pflichten und Aufgaben. Alle die Erscheinungen im Geistesleben jener Zeit, die wir unter dem Namen Humanität zusammenfassen, sind in ihrem Ursprunge auf jene Vorgänge und Umwälzungen bei unseren westlichen Nachbarn zurückzuführen. In der Ethik und der Popularphilosophie der Aufklärung, sowie in der schönen Literatur lassen sie sich verfolgen und gelangen in Lessings „Nathan der Weise“ zur klassischen, in Herder aber zur innigsten und tiefsten Gestaltung.

Diese neuen ethischen Anschauungen bemächtigten sich einzig und allein durch ihre Verbindung mit der geographischen Literatur ihrer Zeit eines Problems, das sich mit notwendiger Konsequenz aus der Erklärung der Menschenrechte ergeben mußte: Des Problems der sittlichen und kulturellen Bewertung der sogenannten wilden Völker. Durch das zeitliche Zusammenfallen dieser Aufgabe mit den grauenvollen Ent-

<sup>1</sup> Oncken, Zeitalter der Revolution, Seite 223.

<sup>2</sup> Ebenda, Seite 223.

hüllungen über die Mißstände des Sklavenhandels gestaltete es sich zu einer dringlichen kaufmännischen und politischen Frage, die stürmisch zur Lösung drängte. Die ersten Anregungen auf Abschaffung des unwürdigen Menschenhandels gingen von den Quäkern aus. Im Verfolg dieser Anregung hatte Clarkson in seinem Essay über den Menschenhandel vom Jahre 1785 auf dessen Abschaffung gedrungen. Einige Jahre später brachte Wilberforce, von Pitt und anderen Staatsmännern unterstützt, das Thema im englischen Parlamente zur Sprache und deckte nicht bloß die Greuel des Negerhandels, sondern überhaupt der englischen Handelsgeschichte, wie sie durch den Prozeß Hastings so erschreckend zu Tage getreten waren, schonungslos auf. Der Erfolg aller ersten Bemühungen war die Gründung einer Kolonie befreiter Sklaven in Sierra Leone durch eine englische Gesellschaft vom Jahre 1788 an. Die Franzosen aber gaben in den Stürmen der Revolution allen Sklaven ihres Landes und ihrer Kolonien die Freiheit.

In Deutschland, das in keiner Weise kaufmännisch oder politisch an dieser Frage beteiligt war, war es vor allem die Literatur der geographischen Reisebeschreibungen, die ein rein menschliches Interesse am Lose der unglücklichen Sklaven wachrief, und das ist es, was die Frage für uns zum Gegenstande der Erörterung macht. Die ebengenannte Literatur lieferte dauernd das Material, auf welches sich die eifrigen Erörterungen der Frage in Deutschland stützten, und die Reisebeschreiber waren die Autoritäten, auf welche sich die Ethiker der Zeit bei Besprechung der Frage beriefen.

Hier aber steht Sprengel wohl an erster Stelle. Er konnte im Jahre 1802 sagen, daß er schon vor 24 Jahren den Negerhandel zuerst beschrieben und bei dieser Arbeit alle alten und neuen Reisen durchgelesen und bis auf den heutigen Tag diese Lektüre fortgesetzt habe.<sup>1</sup> Er behauptet auf diesem Gebiete zeitlebens eine gewisse Autorität, die von seinen Zeitgenossen rückhaltlos anerkannt wird.<sup>2</sup> In mehr denn fünfzehn Aufsätzen, zum Teil eigenen Arbeiten, zum Teil Übersetzungen von ausländischen Reisebeschreibungen, Essays über den Negerhandel — darunter die berühmtesten und einflußreichen Schriften, die in England erschienen sind — bietet er dem Publikum Stoff zur Erörterung der Frage und lenkt das Urteil desselben durch seine eigenen Einleitungen und Anmerkungen in die rechten Bahnen. Mit der ihm

<sup>1</sup> Brief an Bertuch, 29. November 1802.

<sup>2</sup> Ehrmann a. a. O., Band 3, Seite 12.

eigenen Gründlichkeit studierte er Stand und Bewegung der Frage auch aus den englischen Parlamentsverhandlungen und Regierungsakten, soweit diese ihm zugänglich waren, und konnte so seinen Lesern in der Tat das Beste bieten. Doch auch alle anderen Sammlungen von Reisebeschreibungen und die AGE noch am Ausgange des Jahrhunderts behandeln die Frage und verhelfen einer allgemein menschlichen Auffassung in Deutschland zum Durchbruch, so daß Ehrmann sagen kann: „In unserem Zeitalter — es gereicht ihm wahrlich zur größten Ehre! — wetteiferten die trefflichsten Männer, die edelsten Menschenfreunde, das Ihrige zur Tilgung dieses Schandflecks beizutragen.“<sup>1</sup>

Die neuen Ideen, ja die völlige Umkehr gewisser althergebrachter ethischer Anschauungen und Werturteile, die als Folge dieser Bemühungen der geographischen Literatur in den edelsten Geistern der Deutschen klar in Erscheinung traten, lassen sich an Herder trefflich erkennen, und er ist um so besser geeignet, die eben gekennzeichnete Entwicklung zu veranschaulichen, weil er in seinen Humanitätsbriefen es ausdrücklich ausspricht, daß er sich auf die Reisebeschreibungen stützt.<sup>2</sup> In keinem anderen Deutschen sind auch diese Bestrebungen zu so tiefem und edlem Ausdruck gelangt wie bei ihm.

Herder unterwirft vor allem die Reisebeschreibungen selbst, soweit sie eben zur Aufhellung der Fragen dienen wollen, einer Kritik. Er verwirft die Schriften, die den Stolz der Europäer durch schiefe, unerwiesene oder offenbar unerweisbare Behauptungen nähren und preist die Reisenden, die sich in die Sitten und Lebensart fremder Völker zu versetzen wissen, als „Schutzengel der Menschheit.“<sup>3</sup>

Von den unter solchen hohen Gesichtspunkten abgefaßten Reisebeschreibungen aber hat Herder die höchste Meinung. Er empfindet ihre Wirkung an sich und vermag deshalb die Richtung, in welcher diese Wirkungen sich bewegen, treffend zu kennzeichnen, wenn er sagt: „Zur Anerkennung der Menschheit im Menschen führen treue Reisebeschreibungen viel sicherer als Systeme. Gute Reisebeschreibungen, deren wir viel haben, erweitern den Gesichtskreis und vervielfältigen die Empfindung für jede Situation unserer Brüder. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, predigen sie Mitgefühl, Duldung, Entschuldigung, Lob, Bedauern, vielseitige Kultur des Gemüts, Zufriedenheit, Weisheit.“<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Ehrmann, a. a. O., Band 6, S. 353.

<sup>2</sup> Humanitätsbriefe, 18, 222.

<sup>3</sup> Ebenda 18, 238.

<sup>4</sup> Humanitätsbriefe 18, 250—251.

Herder steht ganz unter dem Einfluß der durch die Reisebeschreibungen verbreiteten neuen völkerkundlichen Kenntnisse, die allgemein zu einer höheren Wertschätzung der wilden Völker führten, wenn er den Europäern das Recht bestreitet, in die Heimat der Schwarzen wie Räuber einzudringen. Hier erhebt er sich auf die Höhe seiner humanen Anschauungen, nach welchen ein Volk zur Erfüllung seiner Kulturaufgaben nur auf dem Wege der Entwicklung und Bewahrung seiner nationalen Eigenart geschickt ist. Die nationale Eigenart wird aber durch das gewaltsame Eingreifen fremder Völker gehindert oder gar zerstört. Daraus ergibt sich für Herder nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht eines jeden Volkes, sich gegen solche Eingriffe mit Gewalt und List zu verteidigen: „Um in Büschings Geographie genauer aufgezeichnet zu stehen, um in gestochenen Kupfern den müßigen Europäer zu ergötzen und mit den Produkten ihres Landes den Geiz der Handelsgesellschaft zu bereichern; ich weiß nicht, warum sie sich dazu sollten geschaffen glauben?“<sup>1</sup>

Im Ausdruck dieses Gedankens findet Herder die gewaltigsten Töne, die immer wieder die tiefe Erregung zeigen, die durch die Berichte der Reisenden hervorgerufen wurde. Er behauptet: „Europa ist nicht wert, ihr<sup>2</sup> Glück zu sehen, da es sich an diesem Erdteil unverzeihlich versündigt hat und noch immer versündigt.“<sup>3</sup> „Lasset uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klimas kein edleres Geschick werden konnte, bedauern, aber nicht verachten.“<sup>4</sup> „Was für Recht hattet ihr Unmenschen,“ so fragt er im edlen Zorn, „euch dem Lande dieser Unglücklichen nur zu nahen, geschweige es ihnen und sie dem Lande durch Diebstahl, List und Grausamkeit zu entreißen? Seit Jahrtausenden ist dieser Weltteil der ihre, so wie sie ihm zugehören: Ihre Väter hatten ihn um den höchsten und schwersten Preis erkauft, um ihre Negergestalt und Negerfarbe. Bildend hat die afrikanische Sonne sie zu Kindern angenommen und ihr Siegel auf sie geprägt; wohin ihr sie führt, zieht euch dieses als Menschendiebe, als Räuber.“<sup>5</sup>

Zur schönsten Gestaltung gelangt aber die humane Auffassung Herders, wo sich seine dichterische Phantasie der düstern Stoffe bemächtigte, die die Reisebeschreiber verbreiteten. Er wurde durch sie

<sup>1</sup> Humanitätsbriefe 18, 236.

<sup>2</sup> Der Neger.

<sup>3</sup> Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 13, 233.

<sup>4</sup> Ebenda 13, 236.

<sup>5</sup> Ideen . . . 13, 263.

zu seinen Negeridyllen angeregt.<sup>1</sup> Bei vielen derselben läßt sich die Reisebeschreibung genau feststellen, aus der die zu Grunde liegende Erzählung stammt. Die ergreifenden Dichtungen sind von wahrer Menschenliebe getragen und zeigen, wie Herder im tiefsten Herzen den Schmerz der gepeinigten Menschenrasse mitfühlt. In den „Stimmen der Völker“ liefs ihn seine Menschenliebe das Menschlich-Schöne auch an den Stiefkindern der Erde finden.

Schon aus den verschiedenen oben angeführten Urteilen Herders war zu erkennen, daß die Sklavenfrage innerlich im Zusammenhang steht mit der sittlichen und kulturellen Bewertung der sogenannten „Wilden“ überhaupt. Es tritt damit noch eine Reihe anderer Völker in den Kreis Herderscher Humanität. Es ist ja Tatsache, daß, ehe ein Forster in Deutschland gewirkt hatte, sogar der Gelehrte und Gebildete an dem törichten und hochmütigen Glauben festhielt, der in den Hirten und Naturvölkern der wenig erforschten Erdteile nur „Wilde“ sah, daß er verächtlich auf diese Völker herabsah und ihre Sitten und Gebräuche vom Standpunkte ihrer Kultur aus verwarf. Daß sie damit einen Maßstab an diese Völker anlegten, der in keiner Hinsicht berechtigt ist, daß der Wert irgend einer Kultur nur aus den Verhältnissen heraus beurteilt werden kann, unter denen dieses Volk auf diese Stufe gelangt ist, dieser Gedanke war ihnen noch fremd. Solche Vorurteile aber wurden jetzt vernichtet. Allenthalben wurde der doppelten ethischen Beurteilung der Menschen ein Ende gemacht, und die „Wilden“ wurden so gut als Brüder anerkannt, wie jeder Angehörige eines europäischen Kulturvolkes. Im Jahre 1797 konnte Ehrmann bei Besprechung der Hottentotten sagen: „Auch hier findet sich zum Troste der Aufklärung die Bemerkung bestätigt, daß in unserer neueren Völkerkunde die Völker alle, die sonst als die rohesten Barbaren geschildert wurden, in einem milderen Lichte erscheinen, seit Seefahrer und Erdforscher angefangen haben, auch den Neger und den Indier für einen Menschen ihrer Art, für ihren Mitbruder zu erkennen. Je mehr die Vorurteile schwinden, desto heller glänzt das Licht, und je aufgeklärter die Reisebeschreiber sind, desto menschenfreundlicher betrachten sie auch andere Völker, die so sehr von uns gebildeteren Europäern verschieden sind.“<sup>2</sup> In diesem hohen und edlen Sinne haben die Reisebeschreiber am Ausgange des 18. Jahrhunderts ihre Aufgabe erfaßt und durchgeführt und somit unendlich

<sup>1</sup> Humanitätsbriefe 18, 224f., vergleiche auch 251.

<sup>2</sup> Ehrmann a. a. O. 17. Band, 1797, Vorrede, Seite 6.

viel zur engsten Verknüpfung der großen Familie „Mensch“ beigetragen.

Die exakten Forschungen führten aber auch noch eine andere, durch keine wissenschaftliche Begründung gestützte Anschauung jener Zeit auf ihr richtiges Maß zurück. Es ist die eingangserwähnte Auffassung, von der Rousseau erfüllt ist, welche im Zustande der Naturvölker die reine und unschuldige Natur erblickte, zu der der Mensch aus seinem Zustande der Kultur zurückkehren müsse. — Gewiß ist ja, daß Forster und Cook in der Behandlung der neuentdeckten Kulturvölker allein durch die Grundsätze der Humanität sich leiten ließen. Diese Humanität verführte sie aber nie zu einer Überschätzung des Naturzustandes der Völker. Im Gegenteil, G. Forster bekämpft diese Rousseausche Auffassung auf das entschiedenste. Er sagt: „Der untergeschobene Begriff, die Perfektibilität als ein der Natur entgegengesetztes Extrem zu betrachten, mußte freilich den Gesichtspunkt verwirren und eine Täuschung zuwege bringen, welche nur eine konsequentere Philosophie wieder aufheben kann. Diese wird in allem, was geschieht, eine Kette von Verhältnissen gewahrt, welche notwendig, wie Ursache und Wirkung in einandergreifen, und die Möglichkeit vernichten, daß ein Stäubchen sich anders bewegt haben könnte, als es sich bewegt hat. Wie das Unendliche ans Endliche, so ist, über alle menschlichen Begriffe hinaus, Freiheit an Notwendigkeit geknüpft, und hiermit zwischen dem innigen Bewußtsein des kühnsten Denkers, daß seinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ebernen Wahrheit, daß keine Idee aus nichts entstehen kann, ein ewiger Kampf erregt“.<sup>1</sup>

Forster und Cook haben also auch hier die überschwängliche Auffassung ihrer Zeit, die wie so manches flatterhafte Gedankengebilde der Aufklärung von keiner Erfahrung bestätigt wurde, auf einen wissenschaftlich unanfechtbaren Boden gestellt. Erst jetzt hatte die Betrachtung der Natur- und Kulturvölker einen einheitlichen Ausgangspunkt gewonnen. Und diese von wahrhaftem Forschergeist durchdrungene Anschauung hat sich dann unwiderstehlich Bahn gebrochen und ist, worauf Hallier so treffend hinweist, in den Werken Friedrich Ratzels und Oskar Peschels ein unveräußerliches Gemeingut der geographischen Wissenschaften geworden.

---

<sup>1</sup> Sämtliche Schriften, Band 5, Seite 52.

---



## Schlussbetrachtung.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal, was wir als Ergebnis unserer Untersuchungen betrachten können: Ein eigentümliches Zusammentreffen der verschiedenartigsten Umstände begünstigte die Entwicklung neuer Ideen und Anregungen, und in dieser Zeit hatte sich das deutsche Volk einen Kern lebendiger Geisteskraft, frischer Beweglichkeit bewahrt, der es befähigte, aus diesen Anregungen auch für sich Gewinn zu schlagen. Es ist bedeutsam und drängt sich unserem Empfinden mit tröstender Gewissheit auf, dass es dem deutschen Volke in solcher Zeit, die notwendig für die Entwicklung seines inneren Lebens von größter Bedeutung sein musste, nie an Männern gefehlt hat, die das Volk an sicherer Hand leiteten. Es scheint, dass auch hier wieder die wunderbare Veranlagung des deutschen Volkes, sich und sein Geistesleben fremden Anschauungen leicht und glücklich zu assimilieren, sich glänzend bewährt hat. Das alles sind die Gründe, die uns berechtigten, Sprengel in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, die uns in ihrer Vielseitigkeit aber auch nötigten, bei ihm allein nicht stehen zu bleiben. Denn wir können Sprengel in dieser Hinsicht eine glänzende Befähigung ebensowenig absprechen, als wir seine großen Verdienste verkennen dürfen. Er trug mit bei zur Klärung der ethischen Anschauungen der Aufklärung und brachte mit den beiden Forster den Sinn edler Menschlichkeit auch dort zur Geltung, wo der „gesittete“ Europäer nicht Menschen von seiner Art und Farbe fand. Er verhalf dem Mitgefühl für eine unglückliche Menschenrasse, die jahrhundertlang in Knechtschaft und Elend geschmachtet, zum Durchbruch — nicht in sentimentalen Explorationen, sondern durch sein sachliches, wissenschaftliches Wirken, das die Tatsachen darstellt wie sie sind und sie für sich selbst reden lässt. Er verschaffte im Verein mit anderen Gelehrten der Geographie grade dort Achtung und Zuneigung, wo diese Wissenschaft in seiner Zeit noch wenig bekannt war, wo man von ihr nur die Vorstellung einer abenteuerlichen und märchenhaften Unterhalterin hatte, nämlich im Volke, und seine populäre Art und Weise und sein Geschick, dem Publikum seine Interessen abzuwaschen, machten ihn dazu besonders fähig. Er lenkte zuerst den Blick des deutschen Volkes nach aussen, rüttelte den deutschen Michel, der mit dem Horizonte seines Kirchturms die Welt für abgeschlossen hielt, wach und zeigte dem Volke, dass weit draussen auch noch eine Welt sei, die des Anschauens wert ist, dass es aufer seinen hausbackenen Ideen noch andere gebe, die es pflegen müsse. Mit seinem Streben

aber vereinigt sich das einer Anzahl gleichgesinnter Männer. Doch sahen wir sie nur hier und da eingreifen, und allesamt haben sie den Geist und Zug der Zeit nicht so klar erkannt und noch viel weniger so umfassend ihm gedient, wie Sprengel. Sein Wirken ist mit dem Januskopfe zu vergleichen, der nach zwei Seiten blickt. Das eine Antlitz schaut hinaus auf die Vorgänge der Welt, das andere in die Seele des Volks. Und was Sprengel so schauend gefühlt und fühlend geschaut hat, das verarbeitete er in Gedanken an eine Zukunft, immerdar bemüht, Keime in das Volk zu legen, von deren Aufgehen er sich großen Nutzen versprach. Dafs diese Keime nicht zur Entfaltung kamen, ist nicht seine Schuld. Für uns aber, die wir mit Stolz und Freude auf den Besitz von Gütern politischer und geistiger Art blicken dürfen, den Sprengel vergeblich ersehnt hat, ist es eine Lust, jenem Manne den Zoll der Dankbarkeit zu bringen und ihn der Vergessenheit zu entreißen, in die ihn und sein Werk eine mehr denn zehnjährige politische Vernichtung des deutschen Volkes versenkt hat und aus der ihn die Ohnmacht einer sechzigjährigen Reaktion nimmermehr erwecken konnte.

---

#### A n h a n g.

### **Die geographische Literatur in der Kulturforschung und Kulturgeschichte.**

Es hat sich gezeigt, dafs die ganze geographische Literatur des Zeitraums an der Verbrüderung der Völker arbeitete. Man suchte in ihr einen ungeheuren Schatz für die Erziehung und Vervollkommnung nicht blofs des einzelnen Menschen, sondern der Völker und der Menschheit überhaupt; sie sollte die Völker einander näher bringen. Denn in jener Zeit galt der Satz als unumschränkte Wahrheit: „Die Gemeinschaft der Völker ist die mächtige Beförderin der Kultur“ und „die Gemeinschaft, die wechselseitige Verbindung zwischen den Völkern der Erde ist die Mutter der Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse“.<sup>1</sup>

Durch diese Wertschätzung der geographischen und besonders völkerkundlichen Literatur wurde die Kulturgeschichte beeinflusst. Es entstand in den zahlreichen sogenannten „Menschheitsgeschichten“ der letzten vier Decennien des 18. Jahrhunderts ein völlig neuer Zweig der Kulturgeschichtschreibung. Der Kulturforscher schrieb nicht mehr

---

<sup>1</sup> Ehrmann, a. a. O., Bd. 1, S. 7. 8.

Kulturgeschichte eines einzelnen Volkes, sondern der Menschheit überhaupt, der Menschheit als eines Ganzen. Das bedeutet aber nichts Geringeres als die Erkennung eines neuen Problems und die Behandlung desselben nach neuen Prinzipien. Adelung bereits, dessen „Kulturgeschichte“ allein sich noch nicht in diesen neuen Bahnen bewegt, fühlt diesen Unterschied deutlich heraus, indem er selbst sagt, daß dieses Gebiet (wie er es behandelt) ein wenig bearbeitetes Feld<sup>1</sup> sei. Er führt weiter aus: „Man hat sogenannte Geschichten der Menschheit; . . . . Menschheit kann der Ableitung und dem Sprachgebrauche nach nichts anderes bedeuten, als die menschliche Natur, und die ist denn von der Kultur des menschlichen Geschlechts doch noch sehr verschieden.“ Gewiß, eine solche Verschiedenheit besteht. Denn das, was uns die „Geschichten der Menschheit“ bieten, ist eine systematische Darstellung der allgemeinen Kulturfaktoren. Sie verdienen den Namen „Geschichte“ nur insofern, als sie den allgemein-historischen Fortschritt der Menschheit nachzuweisen suchen. Denn die Geschichte bietet das Material nur in geringem Maße, in viel bedeutenderem aber die Länder- und Völkerkunde. Und gerade dadurch erhält dieser ganze Zweig der historischen Wissenschaften ein ganz eigentümliches Gepräge, ein Gepräge, das vom ersten bis zum letzten Buchstaben den Einfluß der Zeit, die der Länder- und Völkerkunde ein besonderes Interesse entgegenbrachte, verrät. Diese unwiderlegliche Tatsache, daß sich in diesen Menschheitsgeschichten die Kulturforschung von der geographischen Renaissance beeinflusst zeigt, macht eben die Menschheitsgeschichten zu einer charakteristischen Erscheinung ihrer Zeit und ist der Hintergrund für Hirschfelds verwunderten Ausspruch, daß er in einer Zeit lebe, „wo die Geschichte der Menschheit ein Lieblingsstudium unter uns zu werden scheint.“<sup>2</sup>

Die Abhängigkeit der sogenannten „Menschheitsgeschichten“ von der Länder- und Völkerkunde ist so umfassend, daß R. Forster die Begriffe „Geschichte der Menschheit“ und „Völkerkunde“ an einer Stelle nahezu synonym gebraucht.<sup>3</sup> Deshalb kann es uns nicht wunder nehmen, wenn man einer „Menschheitsgeschichte“ begegnet, die weiter nichts ist als eine Zusammenstellung der ethnologischen Ergebnisse der Reisebeschreibungen, zuweilen nicht einmal stilistisch sonderlich ver-

<sup>1</sup> Adelung, Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts, Leipzig 1782.

<sup>2</sup> Hirschfeld, C. C. L. Bibliothek der Geschichte der Menschheit. Leipzig 1780 bis 1785. 8 Bände, vom 5. Bande von 1783 an von V. A. Heinze, Bd. 1, S. 5.

<sup>3</sup> An einer Stelle der „Beiträge“ 1, 2 Vorrede, die oben Seite 42, Zeile 1 von unten citiert wurde.

ändert: es ist das die „Bibliothek der Geschichte der Menschheit“<sup>1</sup> von C. C. L. Hirschfeld. „Diese Bibliothek soll nur Reisebeschreibungen, Beobachtungen und Gemälde für die Geschichte der Menschheit liefern.“<sup>2</sup> Diese sollen dann reiche Quellen für die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse abgeben. Jede Kunst und jede Wissenschaft, die nicht bloß auf Spekulation eingeschränkt ist, soll daraus zu ihrem Vorteil schöpfen. „Man hat für die Geographie, für die Landwirtschaft, für die Tiergeschichte, für die Botanik u. s. f. die Beobachtungen und Nachrichten genützt. Sollte die Philosophie<sup>3</sup> und ihr wichtigster Teil, die Geschichte der Menschheit, nicht eben dieses Vorrecht haben, oder nicht eben diese Vorteile wahrnehmen dürfen?“ Damit ist aber der Schwerpunkt der Menschheitsgeschichten treffend gekennzeichnet: eine Verwertung des reichen durch die geographische Literatur dargebotenen ethnologischen Materials für die Kenntnis der Menschen überhaupt; denn „man kennt den Menschen nur halb, wenn man ihn bloß aus den verfeinerten Gesellschaften der europäischen Nationen kennt, wenn man ihn nicht in seinen Naturzuständen betrachtet,<sup>4</sup> und erst „aus den Schicksalen vieler Völker zusammengenommen lassen sich die allgemeinen Gründe und Vorzüge beobachten, welche der gesittete Stand und die bürgerliche Verfassung dem menschlichen Geschlechte gewährt, und der Nachteile, welche sie ihm zugezogen haben“.<sup>5</sup>

Die Entwicklung des Menschengeschlechts von niederen zu höheren Stufen, die Darstellung des Menschlich-Schönen und -Erhabenen, was auch im niedersten Volksstamme vorhanden ist, das sind die Tendenzen, welche die Menschheitsgeschichten verfolgen. Dabei suchen sie sich frei zu machen von den Vorurteilen der Zeit: „Billig müssen wir“, sagt

---

<sup>1</sup> Auch dieser Titel beweist, daß man unter „Geschichte der Menschheit“ eigentlich Völkerkunde verstand.

<sup>2</sup> Hirschfeld, a. a. O., Vorrede, Bd. 1, S. 2.

<sup>3</sup> Es sei hier bemerkt, daß auch Kant in gewissen Beziehungen auf der geographischen Literatur seiner Zeit fußt. Lehmann sagt über ihn (Kants Bedeutung als akademischer Lehrer der Erdkunde, Berlin 1886, S. 123): „Daß Kant mit regem Eifer Reisebeschreibungen las, ist bekannt. Er überraschte seine Freunde durch die Klarheit seiner Vorstellungen von Gegenden, die diesen durch eigene Anschauung bekannt waren, und ward gelegentlich wohl gefragt, wann er in England und wie lange er in Italien gewesen sei. (Jachmann, Kant, geschildert in Briefen an einen Freund, Königsberg 1804). Kant nennt selbst als seine Quellen die „Allgemeine Historie der Reisen“, die Göttingensche „Sammlung neuerer Reisen“, das Hamburger und das Leipziger „Magazin“, Varenius, Buffon, Lulof.

<sup>4</sup> Hirschfeld, a. a. O., Vorrede, Blatt 2, S. 2.

<sup>5</sup> Iselin, Geschichte der Menschheit, Vorrede, S. XVIII.

zum Beispiel Herder, „unsere stolzen Vorurteile verleugnen und die Organisation des Erdstrichs (eines Volkes) so unparteiisch betrachten, als ob sie die einzige in der Welt wäre“. <sup>1</sup>

Auch aus der Vergleichung des neuen völkerkundlichen Materials mit den physikalischen Verhältnissen des betreffenden Landes versprach man sich Aufklärung über die Natur des Menschen. Einen derartigen Versuch machte ein Engländer, Falkoner, dessen Werk ins Deutsche übersetzt wurde. <sup>2</sup> Er schildert die Erwartungen, die er von seinem Unternehmen hegt, mit folgenden Worten: „Ich glaube den Nutzen einzelner Beobachtungen über den Zusammenhang besonderer National-eigenschaften mit äußeren Verhältnissen nicht hoch genug ansetzen zu können. Der Theolog und der Moralist werden in der Schätzung gewisser Nationaltugenden und Laster die gehörige Mäßigung und bei Beurteilung besonderer Religionsmeinungen die Pflichten der Duldsamkeit genauer beobachten, wenn sie wissen, wie großen Anteil physische Ursachen an selbigen haben. Der Gesetzgeber und der Staatsmann wird sie benutzen, um seine Gesetze und Regierungsgrundsätze dem Einfluß dieser äußerlichen Verhältnisse anzupassen. Die Seelenlehre wird von ihnen mancherlei wichtige Aufschlüsse in den verborgensten Tiefen des menschlichen Geistes zu erwarten haben, — sollte es auch oft am Ende nur die Bestätigung der Wahrheit sein, daß der Mensch sich selbst das größte Rätsel in der Natur ist, und daß er in seinem Eigendünkel zu weit geht, wenn er sich als Schöpfer mancher ihm eigenen Vorzüge und Fähigkeiten betrachtet, die oft nur durch den Zusammenhang äußerlicher, nicht selten unbeträchtlich erscheinender Umstände entwickelt wurden. Ebenso werden viel andere Wissenschaften aus solchen einzelnen Vergleichungen des Charakters verschiedener Nationen mit physischen Ursachen nicht geringen Vorteil ziehen, und Menschenliebe, Bescheidenheit, Wachsamkeit über sich selbst und dankbare Bewunderung der ebenso weisen, als mannigfaltigen Anordnungen des Weltsehöpfers auf der Erde werden die allgemeinen heilsamen Früchte derselben bei jedem unparteiischen und gutgesinnten Beobachter sein.“ <sup>3</sup>

Die Kenntnis der Menschheitsgeschichte soll demnach auch veredelnd auf die Sitten wirken. Über diese Einwirkung spricht sich Hirschfeld noch schärfer in einer Weise aus, die von neuem die un-

<sup>1</sup> „Ideen“ . . . . . 13, 228.

<sup>2</sup> Falkoner, Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstrichs etc., Leipzig 1782, S. 27.

<sup>3</sup> Falkoner, a. a. O.

gewöhnliche Wertschätzung des völkerkundlichen Materials beweist: „Das Studium der Geschichte der Menschheit kann selbst einen moralischen Einfluß haben, indem es Erweiterung der Begriffe von der Vorsehung, Besiegung der Nationalvorurteile, Zufriedenheit mit unserer Lage, Toleranz, Mitleiden und ausgebreitete Menschenliebe zu befördern fähig ist.“<sup>1</sup> Damit aber treten die Menschheitsgeschichten in den Dienst der Humanitätsbestrebungen ihrer Zeit, wie sie ja auch aus demselben Boden der geographischen Literatur, freilich in weit ausgedehnterem Maße als diese, sich nähren. Denn auch die Geschichten der Menschheit, die über Hirschfeld hinausgehen und zu tief sinnigen philosophischen Erörterungen über Menschentum und Menschenwürde sich erheben, gründen sich dem Material nach hauptsächlich auf die Reisebeschreibungen, wie Grundmann<sup>2</sup> von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und Meyer<sup>3</sup> von Iselins „Geschichte der Menschheit“ nachgewiesen haben, und wie es sich jedem sofort offen darbietet, der nur einen Blick in diese Werke wirft.

Um die Genesis der Geschichten der Menschheit zu verstehen, muß man bedenken, daß die geographische Forschung eine gewaltige Menge neuen Materials über fremde Völker und Länder in den Gesichtskreis der europäischen Kulturvölker brachte, daß eine reiche Fülle von Beobachtungen ein Gebiet erhellte, das bisher im tiefsten Dunkel gelegen hatte. Es waren erwünschte Stoffe für die Aufklärung, welcher jede Bereicherung der menschlichen Kenntnisse willkommen war. Sie wagte sich, nachdem sie ihren Gesichtskreis so gewaltig erweitert sah, auch an neue Probleme der Kulturforschung. Aber in ihrem Bestreben, jene Stoffe vernunftmäßig zu verknüpfen, ging sie zu weit. Sie suchte auf spekulativem Wege zu antizipieren, woran sich erst viele Jahrzehnte später die exakte Forschung mit mehr Hoffnung auf Erfolg gemacht hat: den Gedanken der Entwicklung des Menschengeschlechts, des „Fortganges der Menschheit von der äußersten Einfalt zu einem immer höheren Grade von Licht und Wohlstand“, den z. B. Iselien als „herrschende Idee“ seines Werkes hinstellt.<sup>4</sup>

Da ist es denn nicht zu verwundern, daß diese Geschichtsschreiber, die sich in ihrer Weise bemühten, in die Vielheit der Erscheinungen philosophische Einheit zu bringen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein

<sup>1</sup> Hirschfeld, a. a. O., Bd. 1, S. 5.

<sup>2</sup> Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen“ . . . , Dissertation, Berlin 1900.

<sup>3</sup> Meyer, Einleitung zu Iselins pädag. Schriften, Langensalza 1882, S. 51.

<sup>4</sup> Iselin, a. a. O., Vorrede, S. XXIII.

konnten. Das Auge der Beobachter war nicht geübt genug, überall das Wahre zu erkennen. „Sie beurteilen alles, was sie beobachten, zu einseitig und immer nur mit einem Seitenblick auf ihre eigene Landesart und geraten dadurch leicht in Versuchung, die Laster, die Tugenden, die Kenntnisse der Nation, die sie beschreiben, bald zu groß, bald zu gering anzugeben.“<sup>1</sup> Dazu kam, daß die verwandten Wissenschaften, besonders die Naturwissenschaften noch zu sehr in ihren Anfängen lagen, als daß sie helfend und berichtend hätten eingreifen können. Die Geographie aber hatte trotz der Fülle doch nicht genug und vor allem zu junges Material; es fehlte ihr die systematische Forschung und die exakte Methode, die ohne Vorurteil an die Tatsachen herantritt und nichts mitbringt, als was die klare Auffassung der Erfahrungstatsachen fordert.

Lediglich die erdrückende Massenhaftigkeit des Stoffes, die Flut von neuen Entdeckungen nach einer jahrhundertlangen Ruhe, das oft Abenteuerliche und Wunderbare und eben dadurch Fesselnde, was den geographischen Schilderungen, die noch dazu auf dem Hintergrunde eines stürmischen Weltschauspiels sich abheben, eigen war, regte zu spekulativer Behandlung an. Es bedarf vielleicht nur einer geringen psychologischen Überlegung, um diese Erscheinung zu verstehen, macht man doch häufig die Beobachtung, daß an neue Entdeckungen der menschliche Geist mit Spekulation herantritt, daß er über die Grenzen seines Vermögens hinauschießt und die Lücken mit seiner Phantasie ausfüllt, an denen die Wissenschaft bescheiden vorübergeht.

Hierin liegen die Schönheiten dieser Werke, zugleich aber auch ihre Schwächen. Sie sind geistreich, aber kritiklos. Sie wimmeln von mißverstandenen Erscheinungen, falschen Analogien und fehlerhaften Konsequenzen, und die schönen Gebäude mußten zusammenbrechen, sobald die Fortschritte der exakten Forschung ihre Haltlosigkeit ergaben und den Hang zum Spekulieren überhaupt einengten.

Georg Forster gebührt das Verdienst, diese Entwicklung vorausgesehen und ihr vorgearbeitet zu haben. Er erklärt: „Ich halte mich zuvörderst an die Erfahrung allein und betrachte Erscheinungen der Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen“.<sup>2</sup> Er steht also auf einer durchaus exakten Grundlage und fühlt, auf eine lange Erfahrung und eigene Anschauung gestützt, in sich den Beruf, die ausschweifenden Philosopheme der Geschichts-

<sup>1</sup> Falkoner, a. a. O.

<sup>2</sup> Ausgewählte kleine Schriften, herausgegeben von A. Leitzmann, Stuttgart 1894, S. 99, im „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit“.

schreiber der Menschheit auf ihr gebührendes Maß zurückzuführen und sie vor allem ebenfalls auf den Boden der Erfahrung zu stellen. Ihm ist es nicht entgangen, woran ihre Werke krankten, nämlich, „dafs man bei dem bestimmten Suchen nach dem, was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist, und dafs ein fehlerhaftes Prinzip den Beobachter oft verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen.“<sup>1</sup> Auch über den geringen Erkenntniswert solcher Ideen täuscht er sich nicht, wenn er sagt: „Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines blofsen, jedoch zuverlässigen Empirikers den vielen geschminkten eines parteiischen Systematikers vorziehen?“...<sup>2</sup> In diesem Sinne konnte er bei Beurteilung von Herders „Ideen“ tadeln, dafs Herder „die Natur zu sehr auf menschliche Art allegorisieren läfst.“ Seine Klage ist, „dafs doch der Mensch nie bei dem Erwiesenen und Erweislichen stille stehen kann, immer Hypothesen machen will, immer die alten Träume in neue Röcke kleidet.“<sup>3</sup>

---

## Über die gleiche geognostische Beschaffenheit von Brocken und Kiffhäuser.

Von

Prof. Dr. O. Luedecke  
in Halle a. S.

---

Das geognostisch älteste Gebirge am Harze meinte man bis vor kurzem in dem Gneifs des Kiffhäusers, jenes Vorbergs des genannten Gebirgs zu kennen; jene Gebirgsart kannte man bis jetzt im Innern des Harzes nicht, wenigstens ist der sogenannte Eckergneifs kein Urgneifs, sondern hat eine durchaus andere Geogenie, als man sonst dieser Gebirgsart zuschreibt. Dagegen findet sich sowohl am Brocken und Ramberg wie am Kiffhäuser Granit, eine Erscheinung, welche die gleichartige Bildung der genannten Gebirgsteile schon früher anzudeuten schien. Eine neuere, zum Teil noch unveröffentlichte Untersuchung des Autors hat nun gezeigt, dafs in der Tat Brocken und Kiffhäuser dieselben ähnlichen Bestandmassen haben und daher auch derselben Entstehung sind.

---

<sup>1</sup> Ausgewählte kleine Schriften, S. 29.

<sup>2</sup> Ebenda S. 30.

<sup>3</sup> G. Forsters Briefe an Sömmering.